

Generationen forum

Generationenforum 2010



„Ich habe die Lagergeschichten fast mit der Muttermilch aufgesogen“

„Seither muss ich sprechen“

„Mehr geahnt als gewusst.“



Erstes Generationenforum

16. Oktober 2010

Veranstaltet von der Arbeitsgemeinschaft der österreichischen Lagergemeinschaften

Auschwitz, Buchenwald, Dachau, Mauthausen und Ravensbrück.

Die Veranstaltung wurde gefördert durch:

Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus, Zukunftsfonds der Republik Österreich und Kulturabteilung der Stadt Wien (MA 7)



Inhaltsverzeichnis

Einleitung	5
Vorarbeiten	6
Kontaktrecherche für die Veranstaltung „Generationenforum“	6
Vorbereitungen für die Tagung.....	7
Moderation der Arbeitsgruppen.....	7
Ablauf der Tagung	8
Zusammensetzung der TeilnehmerInnen nach Generation, Verfolgtengruppe und Tradierung	9
Tagungsprogramm	10
Brigitte Halbmayr: Eröffnungsworte	11
Ernst Berger: Erinnerungsarbeit – heute und morgen	13
Ergebnisse aus den Gruppendiskussionen	18
Tradierungsmuster – Umgang in der Familie mit Verfolgung und KZ-Haft.....	18
Der lange Schatten der Geschichte.....	24
Zukunft des Gedenkens.....	28
Nachbemerkung.....	33
Eva Pusztai: Nachlese zum Generationenforum	35
Beiträge der Lagergemeinschaften	38
Lagergemeinschaft Auschwitz und das Generationenforum.....	38
KZ-Vereinigung Buchenwald	39
Die österreichische KZ-Gemeinschaft Dachau	39
Österreichische Lagergemeinschaft Mauthausen & Mauthausen Komitee Österreich.....	40
Österreichische Lagergemeinschaft Ravensbrück & FreundInnen	41
Bücherliste	43
Dank	43
Mitgliederwerbung	44

Einleitung

Vor 65 Jahren wurde dem Quälen und Morden in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern durch die Befreiung der alliierten Armeen ein Ende gesetzt. Überlebende dieser Lager schlossen sich nach ihrer Rückkehr in die Heimat zu Lagergemeinschaften zusammen, die lange Zeit eine wichtige Stimme in der europäischen und österreichischen Gedenkkultur innehatten.

Heute sind die österreichischen Lagergemeinschaften in einer entscheidenden Umbruchsituation. Die ehemaligen Häftlinge sind zum Großteil verstorben oder können aus Altersgründen ihr bisheriges Engagement nicht mehr fortführen. Mehrheitlich sind bereits Angehörige der Nachfolgegenerationen in den Lagergemeinschaften aktiv, für die sich die Frage nach ihren Funktionen, Aufgaben und Verantwortungen neu stellt.

In dieser ihnen gemeinsamen Herausforderung haben sich die österreichischen Lagergemeinschaften in einer Plattform zusammengefunden, um sich als Netzwerk zu präsentieren und gemeinsam zahlreiche Anliegen und Interessen zu vertreten. Zu den gemeinsamen Aufgaben und Zielen gehören unter anderem:

- Aufklärung und Information über die nationalsozialistische Verfolgung und die in den Konzentrationslagern begangenen Verbrechen.
- Andenken und Ehrung der ehemaligen Opfer und deren Widerstand gegen das Unrechtsregime.
- Vor dem Hintergrund der Verbrechen der nationalsozialistischen Vergangenheit Vermittlung der Bedeutung der Menschenrechte für Gegenwart und Zukunft.



- Antifaschistische Arbeit unter den aktuellen politischen Bedingungen.

Insbesondere in Fragen der Leugnung und Verharmlosung nationalsozialistischer Gräueltaten, der wiedererstarkenden Ausgrenzungsideologien bzw. -praktiken von Menschen allein aufgrund ihrer Herkunft und der zunehmenden Akzeptanz rechtsextremer Positionen, auch in der Mitte der Gesellschaft, sehen wir es als notwendig an, mit gemeinsamer Stimme zu sprechen, wobei uns die Arbeit mit Jugendlichen ein besonders großes Anliegen ist.

Die sich auf Initiative der Österreichischen Lagergemeinschaft Ravensbrück & FreundInnen 2008 konstituierte Vernetzungsplattform der österreichischen Lagergemeinschaften beschloss, als erste größere gemeinsame Veranstaltung einen Austausch zwischen den Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung und den Nachgeborenen zu organisieren. Angeregt zu diesem „Generationenforum“ wurden wir durch eine Veranstaltung des Internationalen Comitees Dachau / der KZ Gedenkstätte Dachau im Oktober 2006 zur „Zukunft der Erinnerung. Die zweite und dritte Generation der Überlebenden des Konzentrationslagers Dachau“.

Im Vordergrund unseres „Generationenforums“ stand der Erfahrungs- und Gedankenaustausch über das Leben nach der Verfolgung (der Umgang damit, deren Auswirkung auf das individuelle Leben wie Familienleben etc.) und über Vorstellungen

des zukünftigen Gedenkens an die Verfolgten des NS-Regimes sowie zukünftige Formen des Mahnens. 65 Jahre nach der Befreiung und nach rund 60-jährigem Bestehen der Lagergemeinschaften

stellt sich für einige der Verfolgtenverbände auch die Frage nach deren Weiterbestand. Die Notwendigkeit der Fortführung der Aktivitäten ergibt sich nicht nur aus dem (tages)politischen Geschehen und aus dem Bedarf nach Information und Aufklärung über die NS-Verbrechen, sondern auch aufgrund der Repräsentanz innerhalb der internationalen Überlebendenverbände, die weiterhin vor allem als wichtige Ansprechpartner für die KZ-Gedenkstätten fungieren. Das „Generationenforum“ sollte daher auch helfen, Nachkommen von Überlebenden für die Mitarbeit in einzelnen Lagergemeinschaften zu gewinnen und so deren Weiterbestand zu sichern, um die vielfältigen Vorhaben mit entsprechender Unterstützung umsetzen zu können.

Vorarbeiten

Kontaktrecherche für die Veranstaltung „Generationenforum“

Grundlegend für die Organisation der Veranstaltung „Generationenforum“ war es, möglichst viele noch lebende ehemals Inhaftierte der Konzentrationslager Auschwitz, Dachau, Buchenwald, Mauthausen und Ravensbrück sowie deren Nachkommen ausfindig zu machen.

Die Recherche stützte sich vor allem auf die schon bestehenden Kontakte sowie auf die vorhandenen Unterlagen der einzelnen Lagergemeinschaften.

Diese Ausgangslage war je nach Lagergemeinschaft sehr verschieden. Kerstin Lercher übernahm, gemeinsam mit Vera Hirsch-Modjaver (und anfänglicher Unterstützung durch Sylvia Köchl), die Recherche und Kontaktierung für die Lagergemein-

schaften Buchenwald, Dachau und Ravensbrück. Für die Lagergemeinschaft Dachau hatte der LG-Vorsitzende Ernst Berger eine Adressenliste aufbereitet und zur weiteren Kontaktaufnahme übermittelt. Hinsichtlich der Recherche zu den Lagergemeinschaften Ravensbrück und Buchenwald resümiert Kerstin Lercher: „Während sich die Recherche bei der Lagergemeinschaft Ravensbrück recht einfach gestaltete, da diese über viele aktive Mitglieder auch aus der jüngeren Generation verfügt, war die Recherche bei anderen schwieriger. Besonders im Fall der Lagergemeinschaft Buchenwald war wenig Basismaterial für die Kontaktaufnahme vorhanden und es konnten verhältnismäßig wenige eingeladen werden. Die Kontaktaufnahme mit Überlebenden und Nachkommen zeigte gleich zu Beginn, dass ein großes Interesse an der Veranstaltung bzw. an einer Vernetzung bestand. Wir bekamen immer wieder neue Namen potentiell Interessierter genannt und dadurch entwickelte sich die Recherche und Kontaktaufnahme sehr positiv. Als gute Idee erwies sich auch ein Aufruf über die Zeitschrift des KZ-Verbands, ‚Der neue Mahnruf‘, auf den hin sich weitere Personen meldeten. Die große Resonanz war eine schöne Überraschung und eine große Freude für die VeranstalterInnen.“

Herta Neiß, die für die Lagergemeinschaft Auschwitz die Erhebungen durchführte, beschreibt ihre Erfahrungen so: „Der erste Aufruf zur Teilnahme erfolgte in Form eines Beitrags in der ‚Auschwitz-Information‘, worauf sich jedoch kaum jemand meldete. Ebenso war das Forum Thema in einer Sitzung der Lagergemeinschaft. Hier pflichteten uns die Überlebenden zwar bei, dass ein derartiges Treffen sehr begrüßenswert ist, doch zu konkre-



ten Anmeldungen kam es nicht. Was folgte, waren nicht selten lange Telefonate, in denen uns Überlebende ergreifend und sehr persönlich ihre Schicksale schilderten und nicht selten auch darüber sprachen, wie wichtig es ihnen wäre, wenn sich ihre Familienmitglieder dafür mehr interessieren würden. Erstmals kamen wir über diese telefonische Kontaktaufnahme mit Menschen ins Gespräch, die wir nur als Adresse in unserer Datei kannten. Sie bekamen die ‚Auschwitz-Information‘ und auch die Einladungen zu Zusammenkünften unserer Lagergemeinschaft, nahmen aber nie teil. Durch diese persönlichen Gespräche signalisierten viele, nunmehr zu Sitzungen kommen zu wollen. Erstmals ergab sich über die Recherche die Möglichkeit, mit Kindern und Enkelkindern unserer Überlebenden näher ins Gespräch zu kommen und auch sie zu bitten, unserer Lagergemeinschaft beizutreten und aktiv mitzuarbeiten. Viele wussten nicht, dass der Lagergemeinschaft nicht nur Überlebende sondern auch ihre Familienmitglieder beitreten können und begrüßten diese Möglichkeit der Mitarbeit sehr. Am meisten aber berührte, dass es durch die Telefonate gelang, zwei Frauen, Eva Dutton und Eva Pustzai, einzuladen, die sich 65 Jahre nach der Befreiung der Lager erstmals wiedersehen sollten.“

Vorbereitungen für die Tagung

Auf Basis der verschiedenen Erhebungen versandten Anfang Juni 2010 Kerstin Lercher und Vera Hirsch-Modjaver für die Lagergemeinschaften Buchenwald, Dachau und Ravensbrück sowie Herta Neiß für die Lagergemeinschaft Auschwitz einen „Aufruf zur Teilnahme am Generatio-



nenforum“. Das Echo war groß und beim Vorbereitungstreffen Mitte Juni lagen bereits 90 Interessensbekundungen vor; die meisten Schreiben waren aus Wien. Es wurde beschlossen, keine Zeit mehr in weitere Adressensuche zu investieren, da die inhaltliche Arbeit mit noch mehr Personen schwer durchführbar erschien.

Am Formular zur definitiven Tagungsanmeldung baten wir die zukünftigen TeilnehmerInnen auch um die Selbsteinschätzung des Kommunikationsverhaltens und des Umgangs innerhalb der Familie mit der KZ-Vergangenheit der eigenen Familienmitglieder. Wir kategorisierten die möglichen Erfahrungen in drei Gruppen: a) dass in der Familie „wenig bis gar nicht über die Verfolgungsgeschichte gesprochen“ wurde; b) dass diese „immer wieder Thema bzw. ein wichtiger Bestandteil meiner Kindheit/Jugend“ war und c) dass „die Erfahrungen meiner Eltern/Großeltern während des Nationalsozialismus zentrale Themen waren und ich als Kind/Jugendlicher damit überfordert war“. Dieselben drei Antwortmöglichkeiten wurden auch für die Selbsteinschätzung aus Sicht der Überlebenden gegeben.

Moderation der Arbeitsgruppen

Der Erfahrungs- und Gedankenaustausch wurde methodisch als Gruppenarbeit geplant, wobei die Gruppengröße mit max. 15 TeilnehmerInnen limitiert wurde. Insgesamt fanden sechs Arbeitsgruppen statt. Geleitet wurden die Arbeitsgruppen von:

Ernst Berger (Psychiater), Gerda Daniel (Erwachsenenbildnerin), Eva Friedler (Psychotherapeutin), Gabriele Lindner (Erwachsenenbildnerin und Supervisorin), Peter Malina (Historiker) und Karin

Schwarz (Lebens- und Sozialberaterin). Die sechs ModeratorInnen einigten sich auf ein einheitliches Konzept, das vorwiegend auf den Überlegungen von Gerda Daniel basierte und folgendermaßen strukturiert war:

Ziele des Generationenforums:

- Kennenlernen (manche kennen sich, manche kennen viele, manche fast niemanden...)
- Aufwerfen: Wie wurde in den Familien mit NS-Verfolgung und KZ danach umgegangen? Es geht um die konkrete Verfolgungsgeschichte in der Familie.
- Was können wir persönlich aus dieser Diskussion mitnehmen?
- Was wollen wir in Zukunft mit der Vernetzungsplattform der Lagergemeinschaften?

Gruppenmoderation:

1. Objektive Ebene/Faktenebene ansprechen:

- Vorstellen/Name
- Welche Generation sind Sie?
- Wo waren Sie/Ihre (Groß)Eltern inhaftiert?
- Was waren die Gründe für die Inhaftierung?

2. Gefühlsebene:

- Wie wurde in der Familie mit dieser Verfolgungsgeschichte umgegangen bzw. wie wurde selbst damit umgegangen (1. Generation)?
- Einstieg über Assoziationen: Jede/r fasst dies mit einem Wort/kurzem Satz zusammen, ModeratorIn sammelt sie auf Zuruf auf der Pinwand oder lässt Kärtchen ausfüllen und aufkleben.



3. Interpretationsebene:

- Wie hat sich der Umgang in der Familie mit den Verfolgungserfahrungen persönlich auf mich ausgewirkt?

4. Entscheidungsebene:

- Was kann ich persönlich aus dieser Diskussion mitnehmen?
- Was wünsche ich mir in Zukunft von der Vernetzungsplattform und was möchte/kann ich einbringen bzw. wie möchte/kann ich mich einbringen?

Ablauf der Tagung

Am 16. Oktober fand schließlich das „Generationenforum“ im Hotel IBIS in Wien, Mariahilf, statt. Insgesamt nahmen rund 65 Personen an der Konferenz teil; einige der Angemeldeten konnten aus Krankheitsgründen nicht kommen. Die Mehrzahl der TeilnehmerInnen kam aus Wien, rund ein Drittel reiste aus den anderen Bundesländern (Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Steiermark, Tirol) an, vier TeilnehmerInnen kamen aus Budapest.

Nach der Begrüßung durch die Vorsitzende der Lagergemeinschaft Ravensbrück & FreundInnen, Brigitte Halbmayr, und den Vertreter der Lagergemeinschaft Mauthausen, Andreas Baumgartner, hielt Ernst Berger das Eröffnungsreferat.

Danach teilten sich die TeilnehmerInnen in die sechs Arbeitsgruppen auf. Die Gespräche in den

Arbeitsgruppen wurden zum einen protokolliert, zum anderen mittels eines Audiogeräts aufgenommen. Die Arbeitsgruppen trafen sich sowohl am Vormittag als auch nach der Mittagspause zu

intensiven Gesprächsrunden. Am Ende des Tages erfolgte ein Erfahrungsaustausch und der Tagungsabschluss im Plenum. Die visuelle Dokumentation übernahm Bernadette Dewald, die in jeder Arbeitsgruppe rund eine halbe Stunde filmte. Die Videodokumentation kann über die Homepage der Vernetzungsplattform bzw. der Lagergemeinschaft Ravensbrück bestellt werden (www.oelg.at bzw. www.ravensbrueck.at). Während der Tagung gab es auch einen Büchertisch mit Büchern, die im Rahmen der Tätigkeiten der Lagergemeinschaften oder mit deren Unterstützung entstanden sind. Betreut wurde der Büchertisch von Verena Kaselitz (siehe die Bücherliste im Anhang).

Beschlossen wurde die Tagung mit einem gemütlichen Beisammensein und mit einer ersten Nachbesprechung in einem nahegelegenen Wiener Gasthaus.

Zusammensetzung der TeilnehmerInnen nach Generation, Verfolgengruppe und Tradierung

Wir durften uns glücklich schätzen, dass bei der Tagung insgesamt noch zehn Überlebende des nationalsozialistischen Terrors teilnahmen. Sie bereicherten die Arbeitsgruppen mit ihren Schilderungen über die erlebten Gräueltaten, wie die Bevölkerung nach ihrer Rückkehr aus den Konzentrationslagern mit ihnen umgegangen ist und wie sie selbst ihre Verfolgungsgeschichte tradierten. Die Mehrzahl der TeilnehmerInnen gehörte der zweiten Generation an, sie waren also Kinder von Verfolgten des NS-Regimes. Auch Angehörige der dritten Generation waren zahlreich vertreten (16 Personen). Einige wenige TeilnehmerInnen gehörten der vierten Generation an (vier Personen).

Die Überlebenden unter den

KonferenzteilnehmerInnen waren vorwiegend im politischen Widerstand tätig, einige wurden aufgrund ihrer Klassifikation als Juden/Jüdinnen verfolgt. Unter den weiteren Gästen waren vor allem Nachkommen von politisch Verfolgten bzw. von politisch und rassistisch Verfolgten (als „Juden“ oder „Zigeuner“). Zudem haben Angehörige von als „Bibelforscher“ und so genannten „Asozialen“ Verfolgten teilgenommen. Wie die Erzählungen über die Verfolgung von Familienmitgliedern jedoch zeigte, gab es in vielen Familien meist mehr als eine/n Verfolgte/n. Vielfach waren beide Elternteile sowie auch die Geschwister und weitere Verwandte der Eltern aus verschiedenen Gründen verfolgt worden. Ebenso zahlreich waren deren Inhaftierungsstätten: Auschwitz-Birkenau, Dachau, Flossenbürg, Mauthausen, Ravensbrück, Uckermark, Theresienstadt, Maly Trostenez, Lackenbach u.v.m.

Wie oben bereits erwähnt, hatten wir die TeilnehmerInnen gebeten vorab bekannt zu geben, wie in ihren Familien mit der Verfolgungsgeschichte einzelner Familienmitglieder umgegangen wurde. Fast alle TeilnehmerInnen des Generationenforums ordneten sich folgenden zwei Gruppen zu:

1. Nachkommen: In meiner Familie wurde wenig bis gar nicht über die Verfolgungsgeschichte meiner Eltern/Großeltern/Verwandten gesprochen.

Überlebende: Ich habe in der Familie wenig über meine Verfolgung gesprochen.



2. Nachkommen: Die Erlebnisse meiner Eltern/ Großeltern/ Verwandten waren immer wieder ein Thema, deren Verfolgungsgeschichte

war ein wichtiger Bestandteil meiner Kindheit/
Jugend.

Überlebende: Ich habe immer wieder mit meiner
Familie über meine Verfolgungszeit gesprochen.

Zwei Drittel der KonferenzteilnehmerInnen ordne-
ten sich der zweiten Gruppe zu, das restliche Drit-
tel der ersten. Nur wenige gaben an, dass die The-
matisierung der Verfolgung im Familienverband
eine Überforderung bzw. Belastung für alle Betei-
ligten dargestellt hätte (dies war die dritte mögli-
che Zuordnung).

Im Abschlussplenum gab es viele positive Rück-
meldungen zum Ablauf des Tages und den Mög-
lichkeiten des Austauschs unter Gleichgesinnten
mit ähnlichen Erfahrungen. Vielfach äußerten die
TeilnehmerInnen Interesse an einem Folgetreffen
wie auch an einer Beteiligung in der weiteren Ver-
netzung der Lagergemeinschaften bzw. in den
einzelnen Lagergemeinschaften selbst. Erfreulich
ist auch der Umstand, dass die Lagergemeinschaft
Flossenbürg eine Neugründung überlegt und sich
zukünftig in der Vernetzungsplattform beteiligen
möchte.

Tagungsprogramm

9.00 Ankommen und Eröffnung (Brigitte
Halbmayr und Andreas Baumgartner)

9.30 Impulsreferat Ernst Berger

10.00 Diskussion in Kleingruppen, Kaffeepause

Mittagspause

14.00 Diskussion in Kleingruppen, Kaffeepause

16.00 Plenum, Präsentation der Ergebnisse,
weitere Planung

17.00 Verabschiedung

optional:

18.30 gemeinsames Abendessen

Brigitte Halbmayr: Eröffnungsworte

Von Brigitte Halbmayr, Obfrau der Österreichischen Lagergemeinschaft Ravensbrück und FreundInnen (ÖLGRF)

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde!

Ich darf Sie im Namen der Arbeitsgemeinschaft der österreichischen Lagergemeinschaften Auschwitz, Buchenwald, Dachau, Mauthausen und Ravensbrück sehr herzlich begrüßen!

Mein Name ist Brigitte Halbmayr, ich bin Obfrau der Österreichischen Lagergemeinschaft Ravensbrück. Ich und mein Kollege Andreas Baumgartner vom Mauthausen Komitee Österreich, wir beide werden Sie heute – unter tatkräftiger Unterstützung durch weitere KollegInnen – durch den Tag führen. Sie erkennen uns Mitglieder vom Organisationskomitee an den gelb unterlegten Namensschildern – an uns können Sie alle Fragen jeder Art stellen, seien es organisatorische Dinge, Informationen zu den einzelnen Lagergemeinschaften, was auch immer Ihnen am Herzen liegt.

Wir freuen uns außerordentlich über das hohe Interesse an der Themenstellung des Tages, welches Sie, liebe Anwesende, durch die große TeilnehmerInnenzahl bekunden. Wir haben viele weitere Rückmeldungen auf unsere Einladung erhalten, von Leuten, die bedauern, dass sie heute leider nicht teilnehmen können, aus gesundheitlichen oder terminlichen Gründen.

Auf zwei Rückmeldungen möchte ich kurz eingehen.

Herr Borst etwa, Sohn von Anna Borst, ehemals Anna Strauß aus Moosburg in Kärn-

ten, hat uns einen siebenseitigen handschriftlichen Brief geschickt, in dem er – Sohn einer politisch Verfolgten und Ravensbrück-Überlebenden – seine Erfahrungen als jugendlicher Angestellter bei einem Pensionsversicherungsträger im Klagenfurt der 1960er-Jahre schildert. Sein Vorgesetzter, so stellte sich über kurz oder lang heraus, war Angehöriger der Waffen-SS, konkret der „Kameradschaft 4“ gewesen, und während des Krieges beim Massaker in Lidice beteiligt (einer Vergeltungsaktion gegenüber einem ganzen Dorf wegen des zuvor erfolgten Attentats tschechischer Widerstandskämpfer an dem damaligen Reichsprotector Reinhard Heydrich). Später hat er dann die SS-Veteranentreffen am Ulrichsberg organisiert. Die Erschütterung bei Herrn Borst – und seiner Mutter – war nach dieser Entdeckung enorm, und dennoch wussten sie bereits aus Erfahrung, dass dieser Herr nicht der einzige ehemalige Nazi auf hochrangigem Posten war.

Auch Gitta Mattl und ihre Tochter Nicole Sevik wären heute gerne bei uns gewesen, sie waren aber für heute schon anderweitig verpflichtet. Sie sind die Nachkommen von Rosa Winter, die als Sinti verfolgt worden war. Sie haben uns aber ihr Buch „Uns hat es nicht geben sollen“ (herausg. von Ludwig Laher, 2005) zur Lektüre empfohlen, in dem drei Generationen über ihre Familiengeschichte und ihre Empfindungen berichten. Nicole Sevik schreibt darin: „*Mir ist der Holocaust ganz nahe. Ich denke mir nicht einfach: Arg, was da*

meinen Großeltern passiert ist, aber das ist lange her. Bei jeder Ausstellung, jedem Vortrag wird mir bewusst, ich wäre auch dabei gewesen, und wenn es heute wieder passiert, bin ich mitten drin.“



Das ist eines der Kernthemen des heutigen Tages: Unser Naheverhältnis zur Vergangenheit – und was uns diese Vergangenheit in der Gegenwart bedeutet und für die Zukunft aufgibt.

Wir haben uns für heute mehrere Ziele gesteckt:

Einmal geht es ums gegenseitige Kennenlernen:

Einige der hier Versammelten kennen sich von Jugend an, weil sie bzw. ihre Eltern Kontakt mit ebenfalls Verfolgten pflegten und pflegen – wir wissen jedoch, dass es für viele jahrzehntelang außerhalb eines kleinen Kreises ehemals Verfolgter nicht möglich war, von ihren Erfahrungen zu berichten; die anderen, außerhalb dieser „Erfahrungsgemeinschaft“ Stehenden, wollten davon nichts wissen. Vielfach war aber auch innerhalb der Familien selbst die Verfolgungszeit tabu und musste beschwiegen werden – ein innerfamiliäres Schweigen, das bei den Einzelnen, durch die Generationen, Spuren hinterlassen hat und oft nur mühsam gebrochen werden kann. Sie haben daher auch keine Freundschaften zu ähnlich Betroffenen entwickeln können. Wieder andere Teilnehmende von heute sind über ein paar Ecken zu uns gestoßen, oder sind aus den Bundesländern oder noch weiter weg, nämlich aus Budapest, angereist – es gibt also viele Gründe, warum manche von Ihnen nur ein oder zwei weitere Personen in diesem Raum kennen. Kennenlernen ist also ein wichtiger Aspekt dieses Tages.

Vor allem soll dieser Tag dem Austausch familiärer Erinnerungstraditionen gewidmet sein. Wie wurde in den Familien mit NS-Verfolgung und KZ-Vergangenheit umgegangen? Wurde darüber gesprochen und wenn ja, wie?



Wie hat dieses Reden bzw. Schweigen das Leben der einzelnen Familienmitglieder geprägt? Welche Möglichkeiten gab und gibt es, mit der jeweils spezifischen Familientradition umzugehen, wie haben sich diese Möglichkeiten eventuell auch im Laufe der Jahre und Jahrzehnte geändert? Welche Unterschiede gibt es da? Über diese persönliche Ebene zu reflektieren, und zwar im Kreis ähnlich betroffener Personen, dies soll heute möglich sein und hoffentlich auch stattfinden.

Schließlich soll es auch um die Zukunft gehen: Wie kann die Erinnerung und das Gedenken an die Verfolgungszeit in den nächsten Jahren aussehen? Wie können wir die Lehren daraus in eine künftige Praxis umsetzen? Was wünschen wir uns und was können wir selbst dazu beitragen? Dies wird ein weiterer Themenblock sein, der uns heute beschäftigen wird.

Weil es eben auch sehr um ein Weiterleben des Gedenkens und des Mahnens geht, freut es uns ganz besonders, dass auch einige Angehörige der vierten Generation, also Urenkelkinder von NS-Verfolgten, anwesend sind und sich einbringen wollen.

Ich denke, dass ein sehr spannender Tag vor uns liegt.

Ernst Berger: Erinnerungsarbeit – heute und morgen

Impulsreferat von Ernst Berger, Obmann der LG Dachau

Die Frage der Erinnerung stellt sich für die unterschiedlichen Generationen, die hier vertreten sind, völlig unterschiedlich dar. Die erste Generation, die Widerstand und Verfolgung noch unmittelbar erlebt hat, erinnert sich an die eigene Geschichte. Die zweite, dritte und manchmal auch vierte Generation steht in einem anderen Verhältnis zu dieser Geschichte. Diese Generationen stützen sich auf die in Erzählungen weitergegebene familiäre Tradition, die oft auch mit – zumindest impliziten – Aufträgen verbunden ist. Die Verarbeitung der Geschichte erfolgte in den Familien in sehr unterschiedlicher Weise und schließt sehr persönliche Aspekte ein. Erinnerungsarbeit hat den Inhalt, Geschichte in die Zukunft zu tragen und nimmt von sehr unterschiedlichen Voraussetzungen ihren Ausgang. Auch die Verknüpfung der Vergangenheit mit der Gegenwart ist keineswegs einheitlich. Wir alle sind in unterschiedliche gesellschaftliche Prozesse involviert, in die wir die Elemente der Vergangenheit einbringen.

Wir haben also die Frage zu beantworten, wie wir auf diesem Hintergrund mit der Aufgabe umgehen, die Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft herzustellen. Die Zahl derer, die aus eigener Erfahrung berichten können, wird immer kleiner, sodass diese Aufgabe auf die nächsten Generationen übergeht.

Aus der Perspektive der Lagergemeinschaft Dachau, die ich hier vertrete, kann ich

dazu gewisse Erfahrungen beisteuern. Das Internationale Dachaukomitee und die Gedenkstätte des KZ Dachau haben in den letzten Jahren einen ähnlichen Versuch, der diesem Generationenforum entspricht, gemacht. Dabei war festzustellen, dass diese Aufgabe keine einfache ist, wenn man sich nicht auf eine „naive“ Herangehensweise beschränkt. Wenn wir unseren Anspruch nicht darauf reduzieren, dass es immer wichtig ist, die Erinnerung an die Verfolgung in der NS-Zeit zu erhalten, und wir versuchen wollen, eine substantiellere Form der Erinnerungsarbeit zu entwickeln, dann wird die Sache schon komplizierter. Dann müssen wir sowohl organisatorische Strukturen als auch Prozesse von Kommunikation und Austausch entwickeln, die geeignet sind, Erinnerungsarbeit über die individuelle Ebene hinauszuhoben. Ansätze dieser Art wurden bei den Seminaren des Comité International de Dachau (CID) entwickelt.

Eine zweite Erfahrung stammt aus der Wiederbelebung der Österreichischen Lagergemeinschaft Dachau. Bei der Neufassung der Statuten war die Frage zu beantworten, ob der Kreis der Mitwirkenden in der Lagergemeinschaft über den engen Rahmen der unmittelbar Betroffenen und deren Kinder hinaus geöffnet werden sollte. Ich glaube, dass eine solche Öffnung sinnvoll und notwendig ist, und wir haben die neuen Statuten in diesem Sinne formuliert: Außer den ehemaligen Häftlingen und deren Nachkommen können auch Personen

Mitglieder werden, die „durch vertiefte historische Auseinandersetzung mit Häftlingsbiografien des KZ Dachau oder der Geschichte des KZ Dachau eine ähnliche Beziehung hergestellt haben“. Einen ähnli-



chen Weg sind auch andere Lagergemeinschaften gegangen. Aber auch diese Entscheidung muss überlegt getroffen werden. Es ist wichtig darüber nachzudenken, wie dieser Rahmen erweitert werden kann, ohne Gefahr zu laufen, dass Menschen mit anderen politischen Interessen sich des Themas bemächtigen und die Lagergemeinschaft für ihre Zwecke verwenden.

Die zentrale Frage eines Generationenforums ist: Wie können die nächsten Generationen die Aufgabe der Erinnerungsarbeit, die mehr als sechzig Jahre lang von den Überlebenden selbst getragen wurde, übernehmen. Wenn wir uns vor Augen halten, dass auch die zweite Generation mittlerweile in das Pensionistenalter eintritt, so müssen wir feststellen, dass die Generationenablöse sehr spät, vielleicht auch zu spät, erfolgt. Dieser Übergang ist in den einzelnen Lagergemeinschaften unterschiedlich gut gelungen.

Ungeachtet der skizzierten Probleme ist aber festzuhalten, dass es heute mehr als genug Anknüpfungspunkte im aktuellen politischen Geschehen gibt, die in direktem Bezug zur Erinnerungsarbeit stehen. Wenn wir uns in der politischen Landschaft umsehen, dann fallen in unserer Nachbarschaft insbesondere die Entwicklungen in Italien und noch mehr in Ungarn ins Auge. Das Wiedererstarken rechtsnationalistischer und teilweise faschistoider Kräfte findet dort in einem lange nicht gekannten Ausmaß statt. Und auch die letzten Gemeinderatswahlen in Wien, die einen Stimmenanteil von 26% für eine Partei gebracht haben, die ihren Wahlkampf mit rassistischen und ausländerfeindlichen Parolen geführt hat, reiht sich in diese



Abfolge ein. Die Präsenz der Erinnerungsarbeit ist also gefordert. Die Frage, wie das aus der Perspektive von Lagergemeinschaften getan werden kann, bedarf aber einer Antwort, die ich derzeit nicht geben kann. Dieses Generationenforum könnte dazu beitragen, solche Antworten zu entwickeln. Anstatt der Antworten werde ich versuchen, einige Fragen zu formulieren, die dazu beitragen sollen, den gemeinsamen Diskussionsprozess zu fördern.

Die erste Frage heißt: „Was ist Erinnerungsarbeit heute und morgen?“ Je weiter wir uns historisch und geographisch von den konkreten Ereignissen entfernen, je differenzierter die Generationen zusammengesetzt sind, an die wir uns wenden, desto schwerer ist diese Frage zu beantworten. Was bedeuten für heutige Schülerinnen und Schüler die Ereignisse, die in unserem Land vor mehr als 60 Jahren stattgefunden haben? Wenn ich mich an meine eigene Schulzeit in den 1950er- und 1960er-Jahren erinnere, so waren die Ereignisse am Beginn des Jahrhunderts in einer nebelhaften Ferne, die mit mir selbst wenig zu tun hatte. Nehmen wir zusätzlich an, dass es sich um SchülerInnen einer Klasse in Ottakring mit einem hohen Anteil von Kindern aus Familien mit Migrationshintergrund handelt, die früher beispielsweise in der Türkei gelebt haben, so stehen wir vor der Frage, was die österreichische Geschichte der 1940er-Jahre für diese Kinder, die einen ganz anderen historischen Hintergrund haben, bedeutet. Wie können wir mit

diesen Menschen, die ein Teil der Zukunft unseres Landes sind, Erinnerungsarbeit gestalten?

Das Wissen um den Holocaust ist mittlerweile zu einem stabilen Element des öffentli-

chen Bewusstseins geworden. Langsam dringt auch das Wissen über die Verfolgung der Homosexuellen, der Sinti und Roma in dieses Bewusstsein. Mit all diesen Gruppen ist der Gedanke an Opferrollen verbunden. Die Geschichte des antifaschistischen Widerstandes hingegen, die mit der Erinnerung an Kämpfer verbunden ist, ist all die Jahrzehnte hindurch ein sehr brüchiges Element österreichischer Identität geblieben. Ich erinnere mich an ein Beispiel aus meiner eigenen Schulzeit am Anfang der 1960er-Jahre. Zur Feier des damaligen „Tags der Fahne“ – des heutigen Nationalfeiertages – sollten wir Schülerbeiträge gestalten. In meiner Klasse gab es einen relativ großen Teil von Kindern ehemaliger Widerstandskämpfer und wir wollten diesen Teil der österreichischen Geschichte in die Feier einbringen. Dieser Vorschlag fand aber nicht die Zustimmung unserer Lehrer, die einen größeren Wert auf die Darstellung der österreichischen Landschaft, der Lipizzaner und anderer touristischer Klischees gelegt haben.

Trotz der Verschiebung der Bedeutung, die das Bewusstsein über die NS-Zeit etwa seit der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre im Kontext des Waldheim-Wahlkampfes erfahren hat, hat sich an diesem Punkt nicht viel geändert. Der antifaschistische Widerstandskampf ist auch heute nur ein brüchiges Element im öffentlichen historischen Bewusstsein. Er stellt keine anerkannte Tradition dar. Wie kann auf diesem Hintergrund Erinnerungsarbeit in die Zukunft getragen werden?

Ein weiterer Problemkreis der Erinnerungsarbeit in Gegenwart und Zukunft: Gibt es in der Gruppe derer, für die Widerstand und Verfolgung aufgrund familiärer Geschichte bedeutsam sind –

unter uns also – ausreichende Gemeinsamkeiten für ein gemeinsames politisches Handeln in der Gegenwart? Es gibt zweifellos Gemeinsamkeiten bei den Themen des Rassismus und des Widerstandes gegen Rechtsradikalismus. Aber bei einer ganzen Reihe anderer Themen, z.B. bei der Einschätzung der politischen Situation im Nahen Osten, gibt es keine automatische Gemeinsamkeit. Kann trotzdem aktuelle, gemeinsame politische Aktivität entwickelt werden?

Eine zweite Frage: Gibt es unter uns eine „kollektive Identität“? Beziehen wir uns auf einen gemeinsamen Hintergrund, wenn wir in diesem Generationenforum zusammentreffen? Was sind die Elemente einer möglichen „kollektiven Identität“? Diese Elemente sind über eine lange zurückliegende Vergangenheit definiert, die zum größeren Teil nicht in unserer eigenen unmittelbaren Geschichte liegt, sondern in der Geschichte unserer Eltern und Großeltern. Und auch deren Verfolgungsbioographien unterscheiden sich oft beträchtlich. Die Gründe für die KZ-Inhaftierung waren oft recht unterschiedlich. Die biographischen Bilder, um die es hier geht, sollen nur durch die beiden Begriffe „Opferrolle“ und „Kämpferrolle“ skizziert werden. Diese Frage war auch in den Diskussionsgruppen des Internationalen Dachaukomitees bedeutsam – hat sich mein Vater, meine Mutter, haben sich meine Großeltern als Opfer definiert oder, wie das bei meinem Vater der Fall war, als

Kämpfer? Es bleibt also die Frage, ob ich mit anderen Menschen eine gemeinsame Identität entwickeln kann, deren Grundlagen oft beträchtliche Differenzen aufweisen und die überdies in



meiner Geschichte nur sehr vermittelt enthalten sind.

Die dritte Frage: Wie kann die Verknüpfung von „Geschichten“ – den biographischen Berichten der ersten Generation in der Tradition der Oral History – mit der „Geschichte“ gelingen? Wie kann die individuelle Erfahrung, die in familiären Traditionen weitergegeben wurde, mit den Inhalten und Ergebnissen historischer Forschung in Beziehung gesetzt werden? Wenn wir Erinnerungsarbeit auch im Sinne einer historisch-pädagogischen Aufgabe begreifen, müssen wir die Frage beantworten, ob die zweite und dritte Generation in die Tradition der oral history eintreten kann. Können wir die Geschichten unserer Eltern und Großeltern erzählen? Ist das möglich und legitim? Es war natürlich völlig unproblematisch, wenn die Zeitzeugen – unter ihnen auch mein Vater – in Schulen gegangen sind und dort ihre eigenen Erfahrungen berichtet, also ihre „Geschichten“ erzählt haben. Ich kann diese Rolle nicht übernehmen, obwohl ich aus den Erzählungen meines Vaters und aus den schriftlich festgehaltenen Berichten anderer vieles davon weiß. Daran knüpft sich eine weitere Frage:

Können wir die „Geschichten“ in ihrer ursprünglichen Form weitertragen? Können wir die Biographien „naiv“ erzählen und das weitergeben, was wir selbst in unseren Familien immer wieder gehört haben? Oder müssen wir uns eine kritische Distanz zur Geschichte unserer Eltern und Großeltern erarbeiten, in die die Erkenntnisse historischer Forschung inkludiert sind? Ich greife eine Frage heraus: Wie haben sich die politischen Häftlinge zu anderen Häftlingsgruppen verhalten? Wa-



ren jene Häftlinge, die von den Nazis als „Asoziale“ bezeichnet wurden, aus der Häftlingssolidarität ausgeschlossen? Wäre es möglich gewesen, sie einzuschließen? Diese Fragen sind in der historischen Forschung nicht endgültig beantwortet. Müssen wir uns in der Erinnerungsarbeit dieser Frage stellen oder können wir die Erzählungen so weitergeben, wie sie uns vermittelt wurden? Es bleibt also die Frage, ob Oral History eine Aufgabe der späteren Generationen sein kann und in welcher Form historische Forschung in die Erinnerungsarbeit einzubeziehen ist.

Die vierte Frage steht damit in unmittelbarem Zusammenhang: Kann die Plattform der Lagergemeinschaften, die OELG, die das heutige Generationenforum veranstaltet, öffentliche Legitimität gewinnen – auch ohne die Präsenz der ersten Generation? Eine unserer ersten öffentlichen Stellungnahmen wurde in Form einer Presseaussendung der OELG anlässlich des Wahlkampfes von Frau Rosenkranz publiziert. Diese Stellungnahme wurde in der Presse wiedergegeben mit dem Titel „Die Opfer melden sich zu Wort“. Noch können wir legitim sagen, dass die Opfer – die erste Generation – Teil unserer Plattform sind. In einigen Jahren werden wir uns darauf nicht mehr stützen können. Es bleibt also die Frage, ob es uns gelingen kann, im Erinnerungsdiskurs mit der gleichen Legitimität und Authentizität aufzutreten wie unsere Eltern und Großeltern.

Eine letzte Frage will ich noch kurz ansprechen, die aber aufgrund ihrer Komplexität nicht Thema des heutigen Tages werden soll. Wir werden die Spezifität der NS-Herrschaft im Kontext des

historischen Begriffes „totalitäre Regime“ herausarbeiten müssen. Dieses Thema ist keineswegs nur theoretisch. Bei der Finanzierung historischer Forschung und von Erinnerungsprojekten werden die Mittel der Europäischen Union mittlerweile aufgeteilt zwischen jenen Projekten, die sich auf die NS-Zeit beziehen, und jenen, die die Folgen des Stalinismus behandeln. Es wird notwendig sein, die Spezifität des NS-Staates und der nationalsozialistischen Verfolgung gegenüber stalinistisch geprägten Gesellschaftsstrukturen und den stalinistischen Lagern herauszuarbeiten. Diese Aufgabe kann nur in enger Zusammenarbeit mit historischer Forschung geleistet werden. Aber wir sind diejenigen, die auf einer korrekten Beantwortung dieser Frage bestehen müssen.

Das Generationenforum soll ein Versuch sein, die Erinnerungsarbeit aus der Vergangenheit in die Zukunft zu tragen und sie zu einem Teil des politischen Engagements in der Gegenwart zu machen. Ob die Lagergemeinschaften und deren Vernetzungsplattform – die OELG – die geeignete organisatorische Basis dafür bieten können, werden wir eventuell am Ende dieses Tages besser wissen.

Ergebnisse aus den Gruppendiskussionen

Tradierungsmuster – Umgang in der Familie mit Verfolgung und KZ-Haft

Die Zuteilung der Teilnehmenden zu den Diskussionsgruppen erfolgte in erster Linie nach der angegebenen Selbsteinschätzung, wie intensiv in ihren Familien über Widerstand und Verfolgung während der NS-Zeit geredet wurde; hier war die Ähnlichkeit der Einschätzung ausschlaggebend. Abgesehen davon wurde aber auf eine Durchmischung geachtet: Es sollten Personen von möglichst allen Lagergemeinschaften in der Gruppe vertreten sein und ebenso aus möglichst allen vier Generationen (Überlebende, Kinder, Enkelkinder und Urenkel von ehemaligen Häftlingen). Zudem sollten – indirekt über die Teilnehmenden, unabhängig welcher Generation – unterschiedliche Verfolgungsgründe in der Gruppe vertreten sein, also Personen mit (familiärer bzw. eigener) Verfolgungsgeschichte aufgrund politischer Widerstandstätigkeit, religiösen Widerstands oder rassistischer Verfolgung, um in Austausch treten zu können. Da aber die Mehrzahl der Teilnehmenden dem Kontext politischer Verfolgung entstammte, war diese Durchmischung nicht durchgängig möglich – wenngleich in mehreren Fällen von einer Kombination aus Verfolgungsgründen berichtet wurde, wobei es sich hierbei meist um die Kombination von Verfolgung aus politischen und aus rassistischen Gründen handelte. Auch gab es eine Diskussionsrunde, in der kein/e Überlebende/r unter den TeilnehmerInnen war.

Im Folgenden wird die Diskussion über den Umgang mit der Verfolgung im Familienverband zusammengefasst. Hierbei werden, sofern möglich,



Unterschiede zwischen den Verfolgungsgruppen und nach Generationen herausgearbeitet.

Im Großen und Ganzen lassen sich die Aussagen der TeilnehmerInnen in Bezug auf Tradierungsmuster innerhalb der Familie zwei Gruppen zuordnen: Familien, in denen kontinuierlich über die Verfolgung gesprochen wurde und Familien, in denen die Verfolgungsgeschichte nahezu vollständig oder sehr lange verschwiegen wurde.

„Ich habe die Lagergeschichten fast mit der Muttermilch aufgesogen“

Gerade in politisch sehr aktiven Familien sei – so die TeilnehmerInnen – die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit sehr dominant gewesen. In jenen Familien, in denen Familienmitglieder im Widerstand, zumeist kommunistischer Prägung, tätig waren, fand laufend eine Auseinandersetzung mit der Verfolgung statt, indem es beispielsweise immer wieder Treffen mit anderen Betroffenen nationalsozialistischer Verfolgung gab. Nach der Befreiung galt es für die Überlebenden – unabhängig davon, in welchem Konzentrationslager sie inhaftiert waren, das *„Leben nach dem Lager zu teilen und untereinander zusammenzuhalten. Das Thema hat nicht aufgehört“*, weiß die Frau eines Überlebenden. Das Privatleben wurde mit den „Kameraden“ gestaltet, sei es der Urlaub, der gemeinsame Sonntag oder regelmäßige Zusammenkünfte in Privatwohnungen.

Die Kinder wurden in die gleichen Schulen geschickt: *„Es hat sich alles innerhalb dieses Kreises abgespielt, sodass unsere Kinder eigentlich gar nichts anderes gekannt haben. Ich würde sagen, das Leben war danach*

ausgerichtet, das war der Leitfaden.“

Für die Überlebenden-Generation war der wichtigste Faktor dieser Gemeinschaften die Möglichkeit zu offener Kommunikation. So meint eine Betroffene: *„Wir waren die ersten, die eine Lagergemeinschaft gegründet haben, um uns gegenseitig zu helfen. Man kann leichter mit jemand anderem kommunizieren, der das hinter sich hat, als mit jemanden, der keine Ahnung hat. Da war die Lagergemeinschaft für uns eine große Hilfe. Das Furchtbare, das wir erlebt hatten, hat uns belastet und wir haben uns gegenseitig seelisch unterstützt. Diese Treffen haben uns geholfen, in das normale Leben zurück zu finden.“* Die Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe bedingte auch, „sich nicht ständig erklären zu müssen“. Die Lagergemeinschaft wurde als „Ersatzfamilie“ begriffen.

Die Nachfolgeneration wurde durch die von den Eltern geforderte Teilnahme an politischen Veranstaltungen oder Treffen involviert. *„Ich habe die Lagergeschichten fast mit der Muttermilch aufgesogen und bis zum 18. Lebensjahr waren die Partei und die KZ-Geschichte die dominanten Themen. Auch die neun Wochen Ferien waren voll von Politik und das soziale Umfeld nur in diesen Kreisen beheimatet.“* Heute empfinden manche der zweiten Generation, „politisch manipuliert“ worden zu sein: *„Die Eltern haben mich zur kommunistischen Jugend geschickt oder wir wurden vom KZ-Verband nach Russland geschickt. Diese Erfahrungen sind sehr prägend und deshalb bleibt man dann dabei.“*

Der Wunsch der Eltern, an diversen Veranstaltungen selbst teilzunehmen, wurde von der Nachfolgeneration im Nachhinein als eine Verpflichtung wahrgenommen, aus der man sich erst im Er-



wachsenalter lösen konnte. Für andere bedeutete die Mitgliedschaft in verschiedenen Kinder- und Jugendgruppen ein Aufgehobensein in und die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Es gab kaum Lebenssituationen, die nicht von den Erlebnissen während des Nationalsozialismus geprägt waren – auch Familienfeste im Jahreskreis wie z.B. das Weihnachtsfest waren davon nicht ausgenommen.

Kinder aus Familien, in denen eine laufende Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Verfolgung stattgefunden hatte, sprachen von geteilten Wirklichkeiten. So gehörte es zum täglichen Brot, sich in privaten Zusammenhängen ganz offen über die gemachten Erfahrungen auszutauschen. Das Leben im Österreich der Nachkriegszeit machte es jedoch beinahe unmöglich, nationalsozialistische Verfolgung und Vernichtung in öffentlichen Zusammenhängen wie z.B. in der Schule zu thematisieren. Folglich erlebten die Kinder zwei unterschiedliche Welten – die öffentliche, schweigende auf der einen Seite und die „andere Welt“ zu Hause, die ein offenes Reden ermöglichte, auf der anderen Seite. Diese Diskrepanz führte auch zu Konflikten wie sich ein Teilnehmer erinnert: *„Aber es entstehen auch Konfliktsituationen, wenn man daheim immer gehört hat, dass die Kommunisten nur hilfreich waren; und man dann 1956 von der Schule aufgefordert wird, für ungarische Flüchtlinge sammeln zu gehen.“*

Eine Teilnehmerin – aufgewachsen in einer im Widerstand tätigen Familie – meinte, dass die Auseinandersetzung mit der eigenen Verfolgungsgeschichte innerhalb der Familie eher in Form von Diskussionen stattgefunden habe, weniger in Form von Erzählungen über das Erlebte. Tradiert

wurde in erster Linie die aktive, kämpferische Rolle der Eltern im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die Verfolgung aufgrund des geleisteten Widerstandes wurde nicht mit einem – wie auch immer gearteten – Opferstatus in Verbindung gebracht. Wie in dieser Familie stand auch in anderen Familien der antifaschistische Kampf in den Erzählungen im Vordergrund, die konkreten Verfolgungsgründe und -umstände waren eher zweitrangig.

Die Teilnehmenden am Generationenforum kamen mehrheitlich aus Familien, in denen Verfolgung aufgrund politischen oder religiösen Widerstands während der NS-Zeit stattfand. Daher nimmt auch diese Analyse immer wieder auf diese Gruppe Bezug. Bei jenen, wo Familienmitglieder aus rassistischen Gründen, also als Jude/Jüdin oder Roma verfolgt wurden, scheint – aus den damaligen Verfolgungsumständen heraus – das Opferbild innerfamiliär eher eine Rolle gespielt zu haben. Was allerdings wenig über das Ausmaß aussagt, wie sehr in der Familie darüber gesprochen wurde, noch, dass die nächste Generation sich dem Bild des „Opfer-Seins“ unterworfen hätte. Anhaltender Rassismus hätte auch früh gefordert, Stellung zu beziehen. So erzählte ein anwesender Rom, wie sehr die Verfolgung seiner Familie aus rassistischen Gründen sein Engagement, ja seinen Kampfgeist, geprägt hatte: „Von meiner Geburt an bis zum jetzigen Tag, auch in dieser Sekunde, widme ich mein Leben diesem Schicksal, meiner Volksgruppe, den rassistisch verfolgten Roma und Sinti, und darüber hinaus allen Verfolgten. Und es war immer da, es war immer Gegenstand, schon in der Kindheit, in der Schule. Ich bin im Burgenland in die Schule

gegangen. Aus dieser Gemeinde kam der Gauleiter, der Kreisleiter, hohe SS-Angehörige. Das hat man zu jeder Zeit gespürt. Man hat auch in der Kindheit gespürt, dass du ‚Zigeuner‘ überlebt hast.“ Ähnlich erging es auch den als Jüdin/Jude Verfolgten; auch bei ihnen war das Bild bzw. das eigene Verständnis, Opfer gewesen zu sein, dominant – wenngleich hier auch oft geschlechtsspezifische Stereotype zum Tragen kamen. So erzählte eine Teilnehmerin, dass sie mit dem Bild aufgewachsen sei, ihr Opa war Kämpfer und ihre Oma jüdisches Opfer gewesen. Erst später, beim Lesen von Interviews mit ihr, sei sie draufgekommen, dass ihre Oma genauso gekämpft hatte und aus politischen Gründen inhaftiert gewesen war. Dieses klassische Rollenbild sei von den beiden auch gelebt worden – und die Gesellschaft habe dies unterstützt: Nach dem Tod des Großvaters habe die Großmutter eine Medaille erhalten, auf der aber nur sein Name stand.

„Mehr geahnt als gewusst“

Deutlich kleiner ist die Gruppe jener, in deren Familien über die nationalsozialistische Verfolgung überwiegend geschwiegen wurde. Sowohl Überlebende als auch nachfolgende Generationen berichteten darüber, dass in den Familien nicht oder nur sehr wenig über die Verfolgung und die Erlebnisse während der KZ-Haft gesprochen wurde. Dabei lässt sich keine Unterscheidung nach Verfolgungsgrund vornehmen und auch nicht die Hypothese stützen, dass in Familien, die aus rassistischen

Gründen verfolgt wurden, geschwiegen wurde, in jenen mit politischer Verfolgung, nicht. Im Gegenteil: Auch in sehr vielen Familien, in denen die Angehörigen der Überlebendengeneration aufgrund



politischen Widerstands in KZ-Haft waren, wurde innerfamiliär und zwischen den Generationen wenig bis gar nicht darüber gesprochen. Diese primär schweigende Gruppe führte verschiedene Gründe für das Nicht-Reden an: Einer der wichtigsten war, dass die Überlebenden selbst sich nicht an die schrecklichen Erlebnisse während der KZ-Haft erinnern wollten und in Folge auch Fragen über die Verfolgung abblockten.

Ein weiterer sehr wichtiger Grund war, die eigenen Kinder mit ihren Erzählungen nicht damit belasten, sie vielmehr schützen zu wollen, auch vor ihren eigenen Erinnerungen und Ängsten. So etwa erzählte eine Ravensbrück-Überlebende über ihr Verhalten ihrem Sohn gegenüber: *„Ich habe meinem Sohn, wie er ganz klein war, nichts erzählt. Ich wollte ihn mit all dem nicht belasten. Er hat selbst gelesen und mir gesagt, als ich ihm erzählen wollte: ‚Mamilein, ich weiß schon alles!‘ Ich wollte das Kind schützen. Ich war froh, dass er sich interessiert und auch überrascht, dass er geforscht hat. Aber ich wollte ihn nicht belasten.“*

Dass die Eltern mit ihren Kindern nicht über die erlittenen Grausamkeiten sprachen, bedeutete nicht unbedingt, dass sie generell nicht darüber zu Hause redeten. Sie tauschten sich mit ebenfalls Betroffenen, mit Gleichgesinnten aus, „verheimlichen“ allerdings ihre Geschichte vor den Kindern. Dies habe dazu geführt, dass die Kinder mehr ahnten als wussten, und gleichzeitig das Gehörte nicht einordnen bzw. dessen Bedeutung nicht verstehen konnten. So erzählte eine Teilnehmerin, dass über KZ-Erlebnisse nur in einer Fremdsprache gesprochen wurde, die die anwesenden Kinder nicht verstanden (Französisch oder Esperanto). Eine andere



Teilnehmerin erinnerte sich daran, dass es in ihrer Familie üblich gewesen war, die Kinder aus dem Zimmer zu schicken, wenn die Gespräche auf das Konzentrationslager und die Verfolgung kamen. Ebenso sei es vorgekommen, dass zwar im Beisein der Kinder über das Konzentrationslager gesprochen wurde, aber nicht mit den Kindern. Auch dies hätte dazu geführt, dass sie als Kinder zwar vieles gehört, aber wenig verstanden hätten. Manche Begriffe schienen ganz selbstverständlich, konnten aber nicht mit kognitiver Bedeutung gefüllt werden, weil nicht nachgefragt wurde, werden konnte oder durfte. Kinder durch Schweigen oder Wegschicken zu schützen wurde von Angehörigen unterschiedlicher Verfolgungsgruppen praktiziert.

Heute erklären sich die Kinder diese Vorgehensweise der Eltern damit, dass die Eltern sie schützen, ihnen die Erzählungen über das Erlittene nicht zumuten wollten, weil *„wenn man selbst in einer schlimmen Situation ist, kann man ganz anders damit umgehen als jemand, der von außen hinschaut und furchtbare Ängste darüber, was der mitmacht, aussteht“*, wie es eine Teilnehmerin formulierte. Dennoch war das Thema innerfamiliär präsent, weil es sich nicht verbergen, vollkommen verdrängen ließ. Diese Zurückhaltung erzeugte oft auch eine gewisse Distanz zwischen den Generationen, wie eine Teilnehmerin ausführte: *„Sehr spät ist mir aufgefallen, dass ich zu meiner Mutter immer eine Distanz hatte. Auch sie hat sich diese Distanz bewahrt, das hat sie sich sicherlich in den*

KZs angewöhnt.“ Ähnlich erzählt eine Frau, ebenfalls zweite Generation: *„Ist bei meiner Schwiegermutter auch so. Man kann ihr nicht ganz nahe kommen. Es ist wie eine Mauer. Es ist Selbstschutz.“*

Die Tradierung beeinflussende Faktoren

Die meisten TeilnehmerInnen des Generationenforums waren sich darin einig, dass in der Auseinandersetzung mit dem Erlebten der Zeitfaktor eine wichtige Rolle spielte. Eine Teilnehmerin der ersten Generation beschrieb die ersten Jahre nach der Befreiung als eine, in der sich die Zurückgekehrten vorwiegend mit ihrem ökonomischen Überleben beschäftigen mussten. Die essentiellen Fragen waren jene nach dem Beschaffen von Essen, Unterkunft und Kleidung sowie Arbeit. Die Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit mit all ihren Traumatisierungen stand nicht an oberster Stelle und war in vielen Fällen erst zu einem späteren Zeitpunkt möglich,

nachdem die grundlegenden Lebensbedürfnisse befriedigt waren. Der Zeitfaktor war und ist auch bei den nachfolgenden Generationen relevant, v.a. bei jenen, die in jungen Jahren eher wenig von den schmerzhaften Erfahrungen ihrer Eltern bzw. Großeltern mitbekommen hatten: *„Je älter man wird, je eher sucht man seine Wurzeln.“*

Dazu dienten oft auch Anstöße von außen: Jene TeilnehmerInnen des Generationenforums, in deren Herkunftsfamilien wenig über die KZ-Erfahrungen gesprochen wurde, erwarben ihr Wissen über die Verfolgung der (Groß-)Eltern durch Gespräche mit anderen ZeitzeugInnen. Eine Teilnehmerin der ersten Generation berichtete darüber, dass die innerfamiliäre Auseinandersetzung durch die Teilnahme des Sohnes an einem Interviewprojekt initiiert worden war. Weitere TeilnehmerInnen verorteten die Anfänge ihrer intensiveren Beschäftigung zeitlich mit dem Aufbrechen des Opfermythos' Österreichs.



Das Erwachen eines breiteren öffentlichen Interesses an der Rolle und Beteiligung Österreichs an den nationalsozialistischen Verbrechen, welches auch zu einer Vielzahl von Buch- und Filmprojekten führte, habe ein Klima geschaffen, das die Beschäftigung mit der eigenen Verfolgung bzw. jener von Familienmitgliedern erleichterte, meinten sie.

Wenn sich in einer Familie sowohl Opfer als auch TäterInnen bzw. MitläuferInnen des Nationalsozialismus fanden, so wurde der Umgang mit diesen Differenzen als besonders problematisch, teilweise konflikthaft beschrieben. Auch hier gab das bis in die späten 1980er Jahre dominante Narrativ, Österreich sei das erste Opfer Hitlerdeutschlands gewesen, den Verfolgten wenig Rückhalt. Eine öffentliche Auseinandersetzung mit der TäterInnenschaft während des Nationalsozialismus, und damit auch eine Anerkennung der begangenen Verbrechen an den Verfolgten, konnte bzw. durfte nicht stattfinden.

TeilnehmerInnen, die nach der Befreiung in kommunistisch regierten Ländern lebten oder dort aufwuchsen, hoben ebenfalls die Bedeutung des gesellschaftspolitischen Klimas für die Thematisierung von Verfolgung hervor. In diesen Ländern sei das Schweigen nicht ausschließlich eine individuelle Entscheidung gewesen. So wurden z.B. in Jugoslawien ehemalige KZ-Häftlinge wegen angeblicher Kollaboration mit den Deutschen vor Gericht gestellt, weil der Umstand, dass sie überlebt hatten, mit Kollaboration mit den Tätern erklärt

wurde. Man hätte sich daher an die Redensweise: „Im Haus des Henkers soll man nicht über den Strick sprechen“ gehalten, um eventuellen Repressalien zu entgehen. In den ehemals kommunisti-

schen Staaten stellte sich eine ganz andere Situation des Schweigens dar als Österreich.

In der Tradierung der Verfolgungsgeschichte sind auch geschlechtsspezifische Unterschiede festzustellen. Wie schon ausgeführt, versuchten Überlebende durch das Nichtsprechen über die Verfolgung ihre Kinder zu schützen. In vielen Fällen wurde diese Haltung in erster Linie den Frauen zugeschrieben. So berichteten sowohl Frauen der ersten Generation darüber, den Kindern möglichst wenig bis gar nichts weitergegeben zu haben, als auch TeilnehmerInnen der Nachfolgenerationen, dass von den Müttern kaum etwas über den Lageralltag zu erfahren war.

Manche TeilnehmerInnen des Generationenforums, deren beide Elternteile im KZ inhaftiert waren, haben Erinnerungen daran, dass die Mütter eher von der Zeit nach der Befreiung und dem Nachhausekommen erzählten. Die Väter hätten hingegen sehr wohl auch Einblick in ihre Erlebnisse im KZ gegeben. Es wurde ebenso darauf hingewiesen, dass die Erzählungen der Väter und Großväter eher distanziert und heldenhaft geklungen hätten und keine Angst wahrnehmbar gewesen wäre. In den Erzählungen der Mütter und Großmütter hingegen wäre in vielen Fällen deren Angst und Leid zum Ausdruck gekommen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Tradierungsmuster wesentlich geprägt waren vom Verfolgungsgrund, wobei weniger das Ob der verbalen Tradierung, vielmehr das Wie den Unterschied ausmacht, aber das gesellschaftspolitische Klima, die politische

Einstellung, das Geschlecht der Verfolgten sowie der zeitliche Aspekt ebenso wichtige Einflussfaktoren für den Umgang mit der Verfolgung innerhalb des Familienverbandes waren.



Der lange Schatten der Geschichte

Die Auswirkungen der Verfolgung auf das Leben danach

Ein wichtiges Thema des Generationenforums stellten die Auswirkungen der Verfolgung auf das Leben nach der Befreiung sowie auf das Leben der Familienmitglieder der nachkommenden Generationen (zweite bis vierte Generation) dar. Dieser Teil der Arbeitsgruppen war sehr bewegend. Es wurde mit großer Offenheit über die vielfach nach wie vor schmerzhaften und/oder belastenden Aspekte dieses Erbes gesprochen. Für dieses einander entgegengebrachte Vertrauen möchten wir allen TeilnehmerInnen sehr herzlich danken.

Die TeilnehmerInnen des Generationenforums berichteten von physischen, psychischen und sozialen Auswirkungen und sehen teilweise auch ihre politischen Haltungen sowie persönlichen Werthaltungen wesentlich determiniert durch die eigene Verfolgung oder durch jene der Vorfahren.

Insbesondere unmittelbar nach der Befreiung, manchmal auch noch viele Jahre lang danach, litten die Überlebenden an den körperlichen Folgen von Hunger, Schwerstarbeit, Mangelernährung, fehlender Hygiene usw. während der Konzentrationslagerhaft. Die physische Auszehrung hatte häufig eine eingeschränkte Erwerbsfähigkeit zur Folge.

Teilweise machten die körperlichen Folgen der KZ-Haft einen Berufswechsel notwendig, da der erlernte Beruf nicht mehr ausgeübt werden konnte, was vielfach auch erhebliche ökonomische Einbußen mit sich brachte. Dass das gesellschaftliche Klima weder für die psychische noch physische Gesundheit förderlich war,



lässt sich anhand der folgenden Erinnerungen erahnen: Ein Vertreter der Volksgruppe der Roma etwa merkte an, dass die Rückkehr der sogenannten „Zigeuner“ unerwünscht war. Vielfach waren die Überlebenden mit Aussagen konfrontiert, die das Leid im besten Fall relativierten, im schlimmsten Fall das Opfer zum Sündenbock erklärten: *„So schlimm kann es nicht gewesen sein, wenn du überlebt hast“* oder *„Hättest du nichts gemacht, dann hätte man dich nicht eingesperrt“*. Immer wieder wurde in den Diskussionsgruppen angesprochen, dass die KZ-RückkehrerInnen bei der Jobsuche oder bei Beförderungen benachteiligt worden seien.

Auch psychische Auswirkungen bei den Überlebenden der nationalsozialistischen Konzentrationslager wurden von vielen TeilnehmerInnen des Generationenforums erwähnt. Solche traten über einen kürzeren oder längeren Zeitraum auf, manche sind bis heute virulent. Viele Überlebende quälte die Frage, warum gerade sie es waren, die überlebt hatten, während die Mehrzahl der Familienangehörigen, der FreundInnen ermordet wurde. Erzählt wurde in den Arbeitsgruppen primär von verschiedenen Ängsten, die immer wieder auftreten bzw. auftraten. So meinte etwa eine Überlebende, nur in Wohnungen leben zu können, die über zwei Ausgänge verfügen. Gerade auch in der ersten Nachkriegszeit waren die Ängste vor abermaliger Verfolgung groß, wie eine Teilnehmende, Witwe eines Auschwitz-Überlebenden,

erzählte: *„Meine Tochter wurde am 1. Mai 1946 geboren und mein Sohn am 5. September 1947. Und das Erste, auf das meine Mutter Wert gelegt hat, war, dass diese Kinder so rasch wie möglich*

getauft werden, in Anbetracht dieser Ereignisse, die da vor sich gegangen sind. Aus dem Haus mussten vier oder fünf Familien raus, einfach weil sie Juden waren, und die anderen aus politischen Gründen. Und meine Mutter hat gesagt: ‚Lasst die Kinder um Gottes Willen taufen, dass nicht irgendwo nochmal so was passiert in der Familie. Man weiß ja nicht, was noch kommt.‘“ Ähnlich meinte ein anderer Teilnehmer, Angehöriger der Roma-Volksgruppe: „Die, die überlebt haben, die haben wieder in Angst gelebt. Sie sind zurückgekommen und haben dieselben Leute wieder vorgefunden, die sie verhaftet haben. Dieselben SS-Leute, dieselben Nazis.“ Für den Umgang mit der nationalsozialistischen Verfolgung wäre demnach das individuelle Selbstverständnis entscheidend gewesen: Jene, die sich primär als Opfer der Nazis begriffen, wären schwerer mit dem Ertrittenen zurecht gekommen als jene, die sich in ihrer Widerständigkeit als bewusst Handelnde wahrnahmen.

Welch tiefe Wunden die Verfolgungszeit, insbesondere die KZ-Haft, in den Psychen mancher Überlebender hinterlassen hat, lässt sich auch daran ablesen, dass es einigen erst gegen Lebensende – wenn überhaupt – gelungen ist, über die dortigen Erfahrungen und Verluste zu sprechen oder wenigstens sie anzusprechen. So erzählte der oben zitierte Teilnehmer über seine Mutter: „Meine Mutter ist mit 17 Jahren ins KZ nach Ravensbrück gekommen. Da hat sie das letzte Mal ihre eigene Mutter gesehen. Und am Sterbebett mit 72 Jahren hat sie nach ihr gerufen.“ Und die Tochter eines Spanienkämpfers und Dachau-Überlebenden meinte: „Er [der Vater] war immer der, der

verschlossen war. Es ist erst in der Sterbesituation herausgekommen, was das ganze Leben verschlossen war. Dass das Leiden der Überlebenden so andauert! Man hat es Gott sei Dank [selbst] nicht erlebt, man kann es aber weitertragen, damit so etwas nicht mehr passiert.“ Auch eine Tochter eines Zeugen Jehovas berichtete, dass ihr Vater erst Mitte der 1990er-Jahre, also nach vielen Jahrzehnten des Schweigens, über seine KZ-Haft erzählt habe. Der Rückzug ins eigene Schweigen, weil die psychischen Wunden so groß waren, zeigte sich also unabhängig vom Verfolgungsgrund.

Doch auch die Nachkommen von Verfolgten des NS-Regimes, die selbst nicht Opfer waren, erzählten von psychischen Belastungen durch die Verfolgung ihrer (Groß-)Eltern. „Das Trauma der Verfolgung wird auch von den nachfolgenden Generationen noch mitgeschleppt“, so eine Teilnehmerin des Generationenforums. Eine der transgenerationalen Folgen sei, dass die Nachkommen stellvertretend für die Generation der Verfolgten deren unterdrückte, nicht auslebbare Emotionen leben bzw. diese zulassen. Dies wären insbesondere Gefühle der Angst und der Trauer. Eine weitere große Belastung, auch der Nachkommen, ergab sich oftmals durch den Verfolgungsgrund der Eltern: dass ihnen von den Nazis das Recht auf Leben abgesprochen worden war, diese extreme Erniedrigung zeige ihre Spuren in den nachfolgenden Generationen.

Manche TeilnehmerInnen sahen ihre als zwanghaft erlebte Auseinandersetzung mit der Verfolgungsgeschichte ihrer Vorfahren als ein weiteres Indiz für die Langzeitwirkungen und transgenerationalen Folgen des Holocaust. Als psychischer Faktor im Leben der Nachkommen von NS-Verfolgten



lässt sich auch der Umstand anführen, dass ihre Eltern, die den NS-Terror überlebt hatten, als starke Persönlichkeiten wahrgenommen wurden. Nicht selten sei ihnen dadurch – manchmal durchaus auch bewusst – vermittelt worden, dass sie, die Nachkommen, mit dem Leid und den Erfahrungen ihrer Eltern niemals Schritt halten werden können. So meinte die Tochter einer Ravensbrück-Überlebenden: *„Ich habe nicht verstanden, wie man so was aushält, selbst bewältigen kann und dann wieder ein normales Leben führt. Es hat mir sehr viel Achtung abverlangt und manchmal ein schlechtes Gewissen.“* Und ein Sohn ergänzte: *„Von meiner Mutter habe ich gelernt: ich selbst bin nicht wichtig im Vergleich zu dem, was die Mutter erlitten und überlebt hat.“*

In den Schilderungen der Auswirkungen sowohl auf die direkt Betroffenen als auch auf nachfolgende Generationen nahmen die sozialen Folgen einen relativ großen Raum ein. So wurde beispielsweise von vielfältigen Diskriminierungserfahrungen berichtet. Einige Überlebende erzählten, dass es bei der Rückkehr aus den Lagern Schwierigkeiten gab, zu geeignetem Wohnraum zu gelangen. Bei der Zuteilung von Wohnungen wäre es durchaus üblich gewesen, KZ-RückkehrerInnen nicht oder erst spät zu berücksichtigen, vielfach mussten sie mit den schlechtesten Möglichkeiten vorlieb nehmen. Auch die Arbeitssuche hatte sich für die RückkehrerInnen in vielen Fällen als äußerst schwierig erwiesen.

Die Diskriminierung sei teilweise so weit gegangen, dass einer rassistisch Verfolgten die Vormundschaft für ihr eigenes Kind nicht zuerkannt wurde. Die Benachteiligung machte in manchen Fällen auch vor den Kindern der Verfolgten nicht halt. Ein

Teilnehmer, dessen Eltern im kommunistischen Widerstand tätig und in Ravensbrück bzw. Mauthausen inhaftiert waren, erzählte davon, dass der „Makel der KZ-Haft“ auch an ihm haftete. Er sei deswegen in einer bestimmten weiterführenden Schule nicht aufgenommen worden, auch hatte er bei der Stellensuche große Probleme. Über Beschimpfungen und Ausgrenzungen aufgrund von Verfolgung und KZ-Haft von Angehörigen berichteten einige Teilnehmende. *„Die Bezeichnung ‚Mischlingskind‘ war die ganze Kindheit über präsent, denn das haben sie immer wieder über mich gesagt“*, meinte eine Frau, und eine andere erzählt über Erfahrungen ihrer Mutter: *„Ein Erlebnis vielleicht, das ich von ihr kenne: dass sie als Kind in der Schule permanent beschimpft worden ist, einfach weil die anderen gewusst haben, dass die Großmutter im KZ war.“* Diese Erfahrungen habe auch in den Nachkommen-Generationen zu Scham geführt, zur „Scham des Ausgegrenzt-Seins“ und zum „Gefühl einer Minderheit anzugehören“.

In den Diskussionsrunden wurden auch verschiedene Ausgrenzungserfahrungen angesprochen. Besonders Kinder, die in kommunistisch orientierten/eingestellten Familien aufwuchsen, erfuhren soziale Ausgrenzungen am eigenen Leib. Das Leben im Nachkriegsösterreich wurde von einer Betroffenen mit dem Gefühl eines „Lebens in feindlicher Umgebung“ assoziiert. Die Familiengeschichte habe sie zur Außenseiterin gestempelt. In den Worten einer weiteren Teilnehmerin: *„Wir Kinder*

wurden auch zu Kommunisten erzogen und waren in der Schulzeit deshalb und wegen der KZ-Vergangenheit der Eltern auch ausgegrenzt.“ Das Gefühl des Ausgegrenzt-Seins entstand mitunter durch die



Notwendigkeit, die eigene (politische) Herkunft verbergen zu müssen. Dieses Verschweigen wurde von vielen als Belastung erlebt.

Die Erfahrung, „anders zu sein“, eine „andere Familiengeschichte“ zu haben, kennen – neben den (Angehörigen der) politischen WiderstandskämpferInnen, die die größte Gruppe der TeilnehmerInnen am Generationenforum bildeten – v.a. auch die Nachkommen von Zeugen und Zeuginnen Jehovas. Auch ihre Kindheit war vielfach geprägt von einer Diskrepanz zwischen den (mehr oder weniger häufigen) Erzählungen in der Familie und jenen in der sie umgebenden Gesellschaft. Als Erwachsene erzählen die Angehörigen, dass sie versuchen würden, diese Erfahrungen in ihrer positiven Ausprägung an ihre Kinder weiter zu geben: Für seine Überzeugungen einzustehen hat einen hohen Wert, und es gibt auch ein Leben jenseits des Mainstreams, für das es sich einzutreten lohnt. *„Man muss es den Kindern von klein auf beibringen: alle sind gleich“*, meinte eine Teilnehmerin, und ein anderer sagte über sich selbst: *„Für mich ist damals festgestanden: Vielleicht bin ich zu dem geboren, um mich zu wehren.“*

Die Verfolgungsgeschichte von Familienangehörigen hatte – so die TeilnehmerInnen – nicht nur negative Folgen. Viele thematisierten ihren Stolz, den sie gegenüber der Vergangenheit ihrer Familie verspürten. Sie waren als Kinder, die im Nachkriegsösterreich aufwuchsen, stolz und auch erleichtert darüber, dass ihre Eltern nicht zu den TäterInnen und MitläuferInnen des Nationalsozialismus gehörten. Dieser Umstand gab ihnen Sicherheit, man brauchte sich nicht schuldig fühlen, man fühlte sich den „Besseren“ zugehörig. Aussa-

gen von Familienangehörigen wie *„die anderen wären politisch nicht bewusst“*, hätten dieses Gefühl noch verstärkt. Gleichwohl erinnerten sie sich auch daran, dass die Eltern von ihnen verlangt hätten, „braver“ als andere zu sein, um nicht neuerlich Grund für Gerede oder Diffamierung zu geben.

Das Wissen darüber, dass die Eltern und/oder Großeltern Widerstand gegen das Naziregime geleistet hatten, führte bei vielen der Nachfolgegenerationen dazu, sich selbst politisch bzw. zivilgesellschaftlich zu engagieren. So wie viele Verfolgte nach der Befreiung sich weiterhin politisch engagierten, indem sie als ZeitzeugInnen in die Schulen gingen, Interviews gaben, Bücher schrieben etc., verstanden auch die Nachgeborenen den Einsatz und das Leid ihrer (Groß-)Eltern als einen impliziten Auftrag etwas zu tun.

Vielfach bekannt ist den Nachkommen der Überlebenden auch ein „vorpupertäres Gerechtigkeitsempfinden“, wie ein Teilnehmer sich ausdrückte, um die Bedingungslosigkeit und den unbedingten Willen der Durchsetzung zu verdeutlichen. Dieser starke Wille, Gerechtigkeit durchzusetzen, sei vor allem auch in jenen Familien zu finden, in denen die Überlebenden selbst – aus unterschiedlichen Gründen – vielfach ihre Vorstellungen von einer gerechten Nachkriegsgesellschaft nicht umsetzen konnten. Diesen Willen zur Mitgestaltung an den gesellschaftlichen Verhältnissen hätten sich dann die Kinder angeeignet bzw. ihn weitergetragen. So

meint die Nachkommin von WiderstandskämpferInnen (Eltern und weitere Verwandte): *„Man hat selbst einen unheimlichen Gerechtigkeitsinn entwickelt. Es ist uns gezeigt worden, was Un-*



recht ist und an wem Unrecht geschehen ist. Ich bin dadurch natürlich immer auch angeeckt.“ Im Bemühen um eine antifaschistische Gesellschaft oder auch als moralische Verpflichtung werde daher versucht, gegen Ungerechtigkeiten in allen Gesellschaftsbereichen anzukämpfen. Dieses „Gegen-den-Strom-Schwimmen“ hätte manchmal persönliche Nachteile im Leben gezeitigt, dies war aber in Kauf zu nehmen. Fast alle TeilnehmerInnen erzählten von ihrem persönlichen Einsatz „für die Sache“. Einige haben Bücher geschrieben oder Filme gemacht, andere engagieren sich in verschiedenen NGOs, wiederum andere nutzen ihre berufliche Möglichkeiten, etwa als LehrerIn, Menschen über die Verbrechen des Nationalsozialismus aufzuklären. *„Durch meine Erziehung bin ich in einen pädagogischen Beruf gegangen, wo ich versucht habe, Humanität und Solidarität weiterzugeben und gegen Rassismus vorzugehen.“* Andere ergriffen den Beruf einer Anwältin oder arbeiten in Gefängnissen mit Außenseitern der Gesellschaft. Gemeinsam war und ist ihnen das Bestreben des „Nie wieder Faschismus“ und der Einsatz für eine Welt ohne Diskriminierung und Ausgrenzung.

Zukunft des Gedenkens

In allen Arbeitsgruppen des Generationenforums wurde abschließend über die Zukunft des Gedenkens diskutiert. Der Fokus in der Fragestellung lag dabei auf dem persönlichen Einsatz sowie auf den Erwartungen an die Vernetzungsplattform. Die Antworten darauf waren breit gefächert und deckten weit aus mehr Aspekte zukünftiger Vermittlungs- und Aufklärungsarbeit ab als oben ange-

sprochen. Ausgangspunkt dabei war vielfach eine Reflexion der Erfahrungen des Tages. Es habe sehr gut getan, zu erfahren, dass die eigene Familiengeschichte, so besonders sie sonst oft wahrgenommen wird, in vergleichbarer Weise doch auch für andere Menschen Realität war und ist.

Besonders positiv wurde der Erfahrungsaustausch erlebt. Eine Teilnehmerin meinte etwa, für sie sei der Tag ein außergewöhnlicher Moment des „Wodazu-Gehörens“ gewesen. Eine andere verglich die Diskussionen im Generationenforum mit einer „psychotherapeutischen Sitzung“ – sie könne sich Erkenntnisse über sich selbst mitnehmen, die sie zuvor nicht erwartet hätte. Der Austausch mit den anderen wurde auch als Stärkung erfahren: *„Das Zusammenkommen der betroffenen Personen ist sehr wichtig. Man sieht sich oft Jahre nicht – und hat dann das Gefühl, heim zu kommen. Man hat das Gefühl, in eine Heimat zu kommen, wo Menschen sind, die mich verstehen, die mich kennen, die mich so akzeptieren“*, so eine weitere Diskutantin. Manche fühlten sich bestärkt in der Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte, auch darin, innerhalb der Familie wieder vermehrt darüber zu reden. So meinte etwa eine Teilnehmerin: *„Ich werde in meiner Familie die uneinsichtigen älteren Herrschaften mit den Erfahrungen, die ich da gemacht habe, konfrontieren. Ich will auch nicht vor dem Alter der betagten Leute still sein. Vielleicht bring ich meine älteste Tante dazu, dass sie das Bild von ihrem Mann in der Hitleruniform in die*

Schublade gibt und ein anderes Foto raus nimmt. Mich krampft es jedes Mal zusammen, wenn ich hinein komme. [...] Das möchte ich mitnehmen und eigentlich nicht mehr akzeptieren.“



Manche bedauerten auch, sich erst relativ spät der Verfolgungsgeschichte der Eltern oder Großeltern gewidmet zu haben: *„Ich erleb' das so, dass erst im Alter der Drang gekommen ist, nach der Familiengeschichte zu schauen. Es tut mir heute sehr leid, dass alle tot sind. D.h., dass die Aufarbeitung für mich so richtig erst jetzt kommt.“* Eine andere Teilnehmerin pflichtete ihr bei, auch sie habe das Thema lange vor sich hergeschoben, lange Zeit wollte sie nichts „von dem Ganzen“ wissen. Diese Haltung sei auch von ihrer Großmutter gestützt worden, die ihr immer sagte: *„Kind, lass die Finger von der Politik!“* Heute sage sie, dass dies ein großer Fehler war. Sie habe erkannt, dass man viel mehr den Mund aufmachen müsse, *„auch wenn man aneckt“*.

Aus diesen Diskussionsbeiträgen geht hervor, dass eine weitere Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie weiterhin als notwendig gesehen wird. Oft sei in der eigenen Familiengeschichte noch vieles nicht aufgearbeitet, liege das Wissen um verschiedene Erfahrungen verschüttet.

Gerade in jenen Familien, in denen die Überlebenden erst spät oder gar nicht mit den Kindern über ihre Erfahrungen gesprochen haben, sei noch viel Aufarbeitung und Reflexion notwendig, um die eigenen Prägungen zu erkennen. Es sei wichtig, Zugang zu seinen Emotionen zu haben, seine Standpunkte zu reflektieren sowie seine eigenen Motivationen für politisches Handeln zu kennen, um anderen ein Anliegen und eine Überzeugung vermitteln zu können.

Als ein solches Anliegen wurde immer wieder die Aufgabe genannt, die (Widerstands- und) Verfolgungsgeschichte der Eltern und Großeltern weiterzugeben, deren



Erfahrungen nicht dem Vergessen zu überlassen. Viele empfinden einen – meist unausgesprochenen – Auftrag der Überlebenden an sie als Nachfahren, diese Geschichte weiter zu tragen, empfinden es als *„längst an der Zeit, die Erfahrungen der Eltern umzusetzen.“* Eine Anwesende verwies auf das Engagement ihrer Mutter in und über die Lagergemeinschaft Ravensbrück, welches sie nun mit ihren Möglichkeiten fortsetzen möchte. Dieses „Erbe“ weiterzutragen sei – so einige TeilnehmerInnen – Verpflichtung aller, deren Familienangehörige verfolgt wurden. Sie seien mit dem Thema aufgewachsen und daher entsprechend stärker sensibilisiert. Ein Austausch, wie er im Generationenforum stattgefunden hat, wird daher auch weiterhin als wichtig erachtet. Dies unterstütze die Gemeinschaftsbildung wie es auch kollektives Handeln erleichtere.

Daran anknüpfend wurde verstärkt das Wie und das Was der Weitergabe der Erinnerung diskutiert. Die TeilnehmerInnen beschäftigte etwa die Frage nach der notwendigen „Authentizität“ der Erinnerungen an Verfolgungserfahrungen im Allgemeinen und KZ-Erfahrungen im Besonderen – eine Authentizität, welche die Nachkommen der NS-Verfolgten ja nicht bieten könnten. Damit eng verknüpft ist die Frage der Legitimität. Wer ist überhaupt berechtigt, die Erzählungen der Verfolgtengeneration weiterzugeben? Und wenn es diese Berechtigung gibt, in welcher Form habe die Tradierung vor sich zu gehen? Diese Fragen stellten sich umso mehr,

als nur noch wenige ZeitzeugInnen leben, die Erinnerung nur mehr von Angehörigen der nächsten Generationen aufrecht erhalten werden könne. Es gelte daher, noch möglichst viele Erfahrungsbe-

richte von Überlebenden zu sammeln und deren Geschichten zu dokumentieren, damit diese nicht verloren gingen. Tenor der meisten Diskussionen war aber auch, dass diejenigen, die Verfolgung nicht am eigenen Leib erlebt hatten, nicht in der gleichen Art und Weise wie die unmittelbaren ZeitzeugInnen von diesen Ereignissen berichten können, ja dürfen. Ebenso notwendig sein die Reflexion über die tradierten Erfahrungen, um notfalls auch blinde Flecken oder Vorurteile der ZeitzeugInnen zu erkennen. Hierfür sei die Zusammenarbeit mit der Wissenschaft sinnvoll, die selbst wiederum ihre Erkenntnisse durch den Kontakt zu den Familien der Verfolgten überprüfen soll.

Schließlich wurde auch das „Was“, also der Gegenstand des Erinnerns und Gedenkens selbst thematisiert: Die individuellen wie kollektiven Verfolgungsschicksale wurden als logischer Ausgangspunkt der Weitergabe angesehen.

Darüber hinaus forderte man eine thematische Ausweitung: die Ideologie des Nationalsozialismus müsse als Gesamtes durchleuchtet werden, die Entstehungsgründe totalitärer Systeme analysiert wie auch deren unterschiedlichen Ausprägungen thematisiert werden. Widerstand und Verfolgung in der NS-Zeit müssten in ihrer zeitgeschichtlichen wie auch aktuellen Bedeutung eingebettet, also kontextualisiert, werden.

Aber nicht nur Erinnern und Geschichtsaufarbeitung wurden als Vermittlungsauftrag formuliert, sondern auch das Eintreten gegen aktuelle Ausgrenzungstendenzen, Ungerechtigkeiten, faschistische Strömungen und dergleichen. Der Verknüpfung der Geschichte mit aktuellen gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen wurde in den

Diskussionen große Bedeutung beigemessen. Es müsse vermittelt bzw. verdeutlicht werden, warum die Geschichte der NS-Verfolgung nach wie vor relevant und aktuell sei.

Die TeilnehmerInnen machten sich auch Gedanken über das „Wie“ der Auseinandersetzung und Vermittlung. Wesentlich, so zahlreiche TeilnehmerInnen übereinstimmend, sei das Engagement im jeweiligen persönlichen Umfeld, in dem die innere Haltung zum Ausdruck gebracht werden solle: im Einstehen für seine politische Überzeugung, in der Solidarität mit Diskriminierten und im Engagement für die sozial schlechter Gestellten und gesellschaftlich Marginalisierten. Jedoch soll dies nicht ausschließlich im Einzelkämpfertum erfolgen; erst durch die Bündelung der Kräfte in einem Kollektiv könne etwas bewirkt werden. In diesem Sinne ist die Fortführung der Arbeiten in den Lagergemeinschaften und eine verstärkte Vernetzung maßgeblich – mit gemeinsamer Stimme sei man eben lauter.

In allen Arbeitsgruppen kam das Gespräch – ging es um die Weitergabe der Erinnerungen von Verfolgungserfahrungen an zukünftige Generationen – natürlich auch auf die Vermittlungsarbeit in den Schulen. Vielfach wurde den Schulen die wesentlichste Rolle bei der Aufklärung und Bildung der Jugend zugesprochen – was jedoch von manchen LehrerInnen unter den teilnehmenden Personen als illusorisch abgetan wurde: alles, so ein Teilnehmer, was vom Lehrer kommt, werde von den

SchülerInnen zuerst einmal boykottiert. Die Schule könne daher nur wenig ausrichten, vielmehr zählen der Umgang im Elternhaus und der Einfluss außerhalb der Schule. Dennoch waren sich die Diskutan-



tlinnen mehrheitlich einig, dass die Vermittlung von Zeitgeschichte ein sehr wesentlicher Aufgabenbereich der Schule sei, wo neben Wissen auch Werte vermittelt werden müssten. Damit dies gelinge, müsste sehr stark – und deutlich mehr als bislang – auf die Lebenswelt der SchülerInnen eingegangen werden, man müsste ihnen viel mehr zuhören, was sie bewegt und wie sie denken, um so einen Anknüpfungspunkt an ihre Erfahrungswelt zu finden. Als Beispiel wurde hier etwa auch die Berücksichtigung und das Eingehen auf die vielfältigen Migrationshintergründe von SchülerInnen genannt, viele von ihnen kennen Verfolgung aus eigener Erfahrung.

Deren Verfolgungsgeschichten in die Beschäftigung mit Nationalsozialismus und anderen totalitären Regimen einzubeziehen, würde vielen zugewanderten Kindern einen Zugang zur österreichischen Geschichte ermöglichen und anderen SchülerInnen die Aktualität der Thematik verdeutlichen. Ein Großteil der Heranwachsenden, so ein Teilnehmer, habe andere Sorgen als die Geschichten von gestern. Daher war mehrfach die Forderung zu hören, mehr Zusammenhänge zum Alltag der Jugendlichen herzustellen: Was heißt Diskriminierung heute? Wo sind Formen der Verfolgung, Ausgrenzung und Abwertung von Menschen heute zu beobachten? Wo treten in deiner unmittelbaren Umgebung Ungerechtigkeiten auf?

Als zentraler Aspekt der Geschichtsvermittlung wurden auch ZeitzeugInnengespräche genannt, die vielfach bei den SchülerInnen sehr gut ankommen würden. Gerade über Biographien und Einzelschicksalen, das konkrete Erleben einzelner Menschen, wäre ein Zugang auch zur Lebenswelt der Jugendli-

chen zu erreichen. Aufgrund der mittlerweile geringen Anzahl von ZeitzeugInnen müssen andere Formen der Vermittlung gefunden werden, um deren Erfahrungen weiter zu vermitteln: Aufgezeichnete ZeitzeugInnengespräche, Videoportraits etc. sind Möglichkeiten, die aber selbst wiederum in eine breitere Geschichtsvermittlung eingebettet werden müssten. Hier nahmen sich die Nachkommen der ZeitzeugInnen selbst als VermittlerInnen in die Pflicht: „Auch wenn Zeitzeugen fehlen“, so eine Argumentation, „kommen aus den Familien Menschen heraus, die erklären können.“ Gleichzeitig wurden auch hier Bedenken hinsichtlich Authentizität und Legitimität geäußert und die Frage diskutiert, wie weit die Nachkommen dazu befähigt sind, die Geschichte ihrer Vorfahren zu erzählen, Oral History zu betreiben. Zum einen in Hinblick auf ihr Wissen: Wie gut wissen sie tatsächlich über das Leben ihrer Vorfahren Bescheid (um auch auf Nachfragen antworten zu können)? Zum anderen in Bezug auf die Akzeptanz der „Stellvertretung“: Manche bezweifeln, dass sie als ebenso glaubwürdig wie die unmittelbaren ZeitzeugInnen eingestuft würden. Möglicherweise schafft aber gerade die Verdeutlichung der eigenen Auseinandersetzung mit der Verfolgungsgeschichte der Eltern/Großeltern eine Verbindung zu den Jugendlichen, quasi als „missing link“ zwischen dieser und der jungen Generation.

Als weiterer wichtiger Aspekt wurde – gerade auch in der Vermittlung von Zeitgeschichte in Schulen –

der Besuch von Gedenkstätten wie jene des Konzentrationslagers Mauthausen diskutiert. Hier müsse aber, so viele DiskutantInnen übereinstimmend, erst recht eine ausführliche Vor- und Nachbe-



reitung im Unterricht und damit Kontextualisierung erfolgen, damit die Jugendlichen ihre Eindrücke, die sie an diesen Orten der NS-Verbrechen sammeln, in ihren Erfahrungszusammenhang integrieren können.

In der Vermittlung von Zeitgeschichte – primär, aber nicht nur an Jugendliche – wurde auch die Rolle der Medien thematisiert, und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen, dass mittlerweile gängige Kommunikationsplattformen wie etwa Facebook als mögliches Aktionsfeld in Betracht gezogen werden sollten, oder neue Formen der Aufbereitung von Zeitgeschichte überlegt werden müssten, wie etwa Comics, Kurzfilme etc.

Zum anderen betonten manche TeilnehmerInnen die Notwendigkeit der Sensibilisierung der Medien für ihre Wortwahl und in der Berichterstattung aktueller gesellschaftspolitischer Themen; in vielen Berichten würden nur neuerlich Vorurteile geschürt und werde Ausgrenzung legitimiert. Hier müsste den Medien viel stärker ihr teilweise einseitiger und unsensibler Umgang gespiegelt werden.

Schließlich erfolgte eine Aufforderung an die Vernetzungsplattform der österreichischen Lagergemeinschaften auch bei tagespolitischen Themen und gesellschaftlichen Diskussionen, in denen es um die Würde und Wertschätzung des einzelnen Menschen geht, Stellung zu beziehen. Darüber hinaus wurde der Wunsch nach intensiverem Informationsaustausch geäußert sowie nach einer Vernetzung und Zusammenarbeit mit Organisationen aus anderen Bereichen wie auch über nationale Grenzen hinaus. Als Beispiel wurde etwa Frankreich genannt, wo es eine große antifaschistische

Vereinigung der Kinder von Verfolgten gibt, mit dieser sei eine Vernetzung anzustreben. Eine andere Art der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit erfolgt bereits in den Internationalen Komitees der Lagergemeinschaften.

Der Austausch von Angehörigen von vier Generationen, die verbindet, dass Widerstand und Verfolgung während der NS-Zeit ein dominantes Ereignis in der Familiengeschichte war – sei es ausgesprochen, rege diskutiert und auch die Alltagsgestaltung der Nachfolgenerationen bestimmend, sei es lange Zeit verschwiegen, aber dadurch oft nicht minder prägend – erzeugte eine spürbare Energie der Verbundenheit, des Tatendrangs und einer gewissen Aufbruchsstimmung. Vielfach wurde der Wunsch nach einer Fortsetzung des Generationenforums geäußert – wie auch obige Darlegung zeigt.

Die Vernetzungsplattform der österreichischen Lagergemeinschaften konnte auch bereits neue MitstreiterInnen für ihre Aktivitäten gewinnen. Bleibt zu hoffen, dass wir alle ausreichend Energie und Zeit finden mögen, um die Anforderungen, die wir selbst an uns stellen, auch umsetzen zu können.



Nachbemerkung

Vorliegende Dokumentation ist die Aufbereitung der Diskussionen während des Generationenforums.

Das Anliegen war daher nicht eine erschöpfende Darlegung sämtlicher Aspekte, die sich rund um die Themen Generationenverhältnis, Gedenken an Widerstand und Verfolgung, Spätfolgen und intergenerationelle Übertragungen von traumatischen Erfahrungen etc. anbieten, sondern eben nur jene Themen, wie sie während dieses Tages – sei es von der Moderation, sei es von den Teilnehmenden selbst – eingebracht wurden, auch ohne den Anspruch auf eine extensive Behandlung dieser Themen. Gleichzeitig war es auch nicht möglich sämtliche Aspekte, die im Laufe des Tages diskutiert wurden, hier in dieser Dokumentation wiederzugeben, sondern wir mussten uns auf die wesentlichen Aspekte konzentrieren, die relativ eng an den Themenstellungen des Tages verliefen. Auch war es im vorgegebenen Rahmen nicht möglich, die Diskussionen des Generationenforums mit bereits vorhandenen Erfahrungen ähnlicher Veranstaltungen bzw. mit wissenschaftlicher Literatur darüber abzugleichen.

Weiters ist auch zu berücksichtigen, dass hier die Sichtweise von jenen analysiert wurde, die sich dieser Auseinandersetzung überhaupt stellten. Von einigen Teilnehmenden wurde das Desinteresse, ja sogar die Ablehnung anderer Familienmitglieder, sich mit den innerfamiliären Verfolgungserfahrungen und deren Tradierung auseinander zu setzen, erwähnt. Hier wird also eine ganz spezifische Perspektive auf die Thematik verhandelt.

Dennoch denken wir, dass die hier vorliegenden Analysen und Berichte einen ersten interessanten

Einblick in die Dynamik von generationenübergreifenden Begegnungen gibt, in denen die Erfahrungen von innerfamiliären Prägungen, die auf Verfolgung im Nationalsozialismus zurückzuführen sind, verhandelt werden.

Eva Pusztai: Nachlese zum Generationenforum

Nach einer gewissen Zeit wird aus jedem Alltag Geschichte.

Wir, die wir überlebt haben, können uns darüber Gedanken machen, ob wir und unsere Eltern in den Jahren 1930-1938 überhaupt eine Möglichkeit gehabt haben, das Schicksal zu lenken. Waren wir „nur“ Opfer, die der Geschichte ausgeliefert waren? In meiner Erfahrung gibt es immer mehrere Lösungen, zwei mindestens. Man kann immer wählen. Juden, die in diesen Jahren einen entsprechend weiten Horizont hatten, sind aus Europa geflüchtet.

„Warum ich?“

Die Frage „Warum denn gerade ich?“ stellt sich fast jedem und jeder Auschwitz-Überlebenden. Wo Familien, deren Ahnen sich vor mehreren Jahrhunderten hier niedergelassen haben und mit Ausnahme einer einzigen Person (mir selbst, wie es in meiner Familie ist) spurlos verschwunden sind, folgt dieser Frage ein Gefühl der Verantwortung.

Viel Zeit musste vergehen, bis ich entdeckt habe, dass es meine Pflicht geworden ist, den nachkommenden Generationen über das Erlebte zu berichten. Denn selbstverständlich will man die eigenen Kinder glücklich sehen. Und die Verbindung zu den Enkelkindern ist dann oft noch schöner und manchmal noch inniger – ganz abgesehen von dem Glück, auch noch die Urenkelkinder wachsen und gedeihen zu sehen!

Was also sollen wir unseren Kindern, Enkelkindern und Urenkelkindern erzählen? Sollen wir überhaupt etwas erzählen? Und wie sollen wir erzählen? Brauchen sie heute



überhaupt eine jüdische Identität und wozu? Selbst wenn man nur sagt „Nie mehr wieder“, dann muss man dafür viel tun. Meine Generation, die Überlebenden, reagierte in unterschiedlicher Weise. Ich hatte eine Kollegin im Alter meiner Kinder, die psychisch schwer belastet war, weil ihr die Mutter anstelle von Kindermärchen ständig davon erzählt hat, wie sie im Ghetto von Budapest den Holocaust überlebte.

Die Literatur bietet auch verschiedene Beispiele. Primo Levi schrieb den ersten richtigen Bericht über Auschwitz sofort nach der Befreiung, und auch der ungarische Arzt Miklós Nyiszli, der mit Mengele arbeiten musste und den Drang fühlte, sofort nach der Befreiung zu publizieren. Der Nobelpreisträger Imre Kertész hingegen brauchte mehrere Jahrzehnte, um über seine/unsere Schicksal sprechen zu können, und die Flut der Memoiren dauert zur Stunde weiter an, obschon die Herrschaft des Nationalsozialismus seit mehr als 65 Jahren beendet ist.

„Den historischen Moment verpasst“

Und wie verschieden reagierten und reagieren wir, die Betroffenen, unter dem Eindruck der abweichenden politischen Bedingungen unserer Länder! Beim Umbruch 1989 hoffte ich, dass es auch in Ungarn zu einer aufrichtigen Auseinandersetzung kommen wird wie in Westdeutschland. In den vergangenen mehr als 20 Jahren musste ich einsehen, dass der historische Moment verpasst wurde. Solche Momente wiederholen sich nicht. Aber wir

müssen gar nicht so weit über unsere westlichen Grenzen blicken, denn unseren österreichischen „Schwägern“ ist auch keine richtige Auseinandersetzung gelungen, obwohl gerade diese letzten Jahre, die

in Ungarn fruchtlos verliefen, in Österreich im Kampf gegen Rassenhass und Fremdenfeindlichkeit doch Erfolge aufweisen können.

In meinem Land Ungarn herrschte im Sozialismus taktvolles Schweigen. Die heutige Gefahr ist eine Tendenz, die Geschichte zu verfälschen und zu behaupten, Hitler und Stalin seien in gleichem Maße für den Zweiten Weltkrieg verantwortlich gewesen und die Geschichte der Opfer der beiden totalitären Systeme könnte einfach gleichgesetzt werden. In Ungarn hat die vorletzte Regierung das Gesetz gegen Hassparolen noch unter Dach und Fach gebracht. (Nur in Klammern: Wie viele Jahrzehnte früher haben das die westlichen Länder getan?) Das Erste, was das neu gewählte heutige Parlament tat, war, die Opfer des Sozialismus mit denselben Begründungen, mit denen die Opfer des Holocaust rechtlich anerkannt wurden, zu begünstigen.

Dabei ist es sehr wichtig anzuerkennen, dass der Sozialismus ungerecht und inhuman war, dass seine Verfolgten gelitten haben und dass sie einer gesellschaftlichen Ehrung würdig sind. Tausende und Abertausende sind nach Jahren aus dem Gulag in Sibirien nach Hause gekommen – bis zu den Knochen abgemagert (siehe das Buch von Herta Müller: *Atemschaukel*), aber sie sind nach Hause gekommen! Wo waren die Gaskammern? Wo waren die Krematorien? Wo waren die wie Schuhfabriken für optimale Leistungsfähigkeit und Kapazität geplanten Todesfabriken? Oder eine Firma Topf & Söhne, die extra den Ofentyp „Auschwitz“ herstellte, der dezidiert dafür geplant und produziert wurde, um Menschenleichen zu verbrennen? Wo kann, wenn von Auschwitz die Rede ist, überhaupt ein Gleichheitszeichen gesetzt werden?

„Seither muss ich sprechen“

Die Arbeitsgruppe, die ich beim Generationenforum gewählt habe, war jene, deren TeilnehmerInnen Jahrzehnte über das Erlebte geschwiegen haben.

Mit der Angst ist es genau so, wie mit allem, was Leiden bedeutet. Um zu wissen, was Hunger bedeutet, muss man gehungert zu haben, was Kälte bedeutet, muss man gefroren haben usw. Auch um zu wissen, was Angst bedeutet! Als ich ein Kind war, ist der Tod in Europa in Wehrmachtstiefeln herumgegangen. Ich war 13 Jahre alt, als die lieben Tanten aus Wien wegkamen – wobei ein Teil meiner Familie aus Wien noch in die Tschechoslowakei flüchten konnte, aber 1942 wurden sie auch dort eingeholt. Der ganze dortige Teil meiner Familie verschwand in Auschwitz. Im Jahr 1944 folgte ich mit meiner ungarischen Familie. Wer kann mir Vorwürfe machen, dass ich nicht sprechen wollte?

Die anderen in der Gruppe, an der ich gemeinsam mit meiner Tochter teilnahm, waren auch etwas ratlos. Auch ihnen haben ihre Ahnen nicht viel erzählt. Irgendwann einmal muss man sich jedoch mit den Ereignissen konfrontieren. In der Familie meines Mannes, in der auch nichts vom Holocaust erwähnt wurde, ist das Kind aus der Schule nach Hause gekommen und hat eine Hassparole über Juden vorgetragen. Was nun? Ich persönlich brauchte 59 Jahre, um Auschwitz wieder zu besichtigen. Dann die große Enttäuschung, dass von „meinem“ Auschwitz nichts mehr da war: der Gestank des Rauchs der Krematorien und der im Freien verbrannten Leichen, das Brüllen der Aufseherinnen und der Hunde, das Eingepfercht-Sein, die mit den Fingern spürbare Spannung in der Luft, die Appelle, die Lagerstraße mit den spitzen grauen Steinen, die Gegenwart des Todes in jeder Sekunde und, und, und... Dieser Schock ließ mich jedoch

nicht verstummen, im Gegenteil: Seither *muss* ich sprechen. Seither kann ich mich *nur noch* mit dem Holocaust befassen.

Ich habe überhaupt keine religiösen Traditionen. Wenn man als Jüdin geboren ist, braucht man ein starkes jüdisches Identitätsgefühl. Man sucht sich die Ahnen nicht aus, man bekommt sie einfach, was einen aber nicht daran hindern muss, dass man ihre Würde anerkennt und weiterträgt. Vielleicht habe ich das beim Generationenforum nicht so deutlich gesagt, wie ich wollte. Aber als Lehre aus dem Forum ist mir und meiner Tochter diese Überzeugung geblieben. Ich habe mich sehr gefreut, dass wir am Forum teilgenommen haben.

Éva Fahidi-Pusztai

Autorin des Buches „Anima Rerum. A Dolgok Lelke“, erschienen 2005 im Verlag Tudomány Kiado in Budapest. Übersetzungen sind in Arbeit.

Beiträge der Lagergemeinschaften

Lagergemeinschaft Auschwitz und das Generationenforum

Österreichische Überlebende des Konzentrationslagers Auschwitz begannen bald nach Kriegsende informelle Treffen zu arrangieren. Dabei spielte die Ärztin Ella Lingens eine zentrale Rolle. In den fünfziger Jahren erfolgte die formelle Gründung des Vereins „Lagergemeinschaft Auschwitz“, die Initiative ergriff Hermann Langbein. 1978 wurde unter ihrer Federführung die österreichische Länderausstellung in der Gedenkstätte Auschwitz in Polen eröffnet. Seitens der Lagergemeinschaft sind Vorträge und Tagungen organisiert und der Zugang zu Schulen im Rahmen von Zeitzeugenprogrammen möglich gemacht worden. Mit dem Ableben des langjährigen Obmanns Kurt Hacker im Jahre 2001 veränderte sich die Struktur der Organisation: Nunmehr sind jüngere Jahrgänge im Verein stärker aktiv. Die Lagergemeinschaft wickelt ihre organisatorische Arbeit zur Zeit über das Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Linz ab. Der Schulterchluss Lagergemeinschaft – Geschichtswissenschaft soll es ermöglichen, die Sicherung der Erinnerungen der Auschwitz-Überlebenden noch mehr in den Vordergrund zu rücken.

Die Veranstaltung des Generationenforums war für die Lagergemeinschaft Auschwitz im Speziellen von Bedeutung: „Die Verfolgungsgeschichte lag wie ein Schatten über der Familie“, so die Aussage einer Teilnehmerin. „Da ihre Rückkehr unerwünscht war, blieb die Angst“, so Rudi Särközi vom Verein österreichischer Roma. „Alle aus den betroffenen Familien waren schwer

traumatisiert“, fasste Särközi das Spezifische der Überlebenden eines Vernichtungslagers zusammen. Und nach 1945 wurden Auschwitz-Überlebende mit Aussagen konfrontiert, wie: „Wenn es so schrecklich war, warum konntest du dann zurückkommen?“ Oftmals auch begleitet von der quälenden Frage, warum gerade sie es waren, die überleben durften und ihre Freunde, Verwandten und Wegbegleiter nicht. Trotz der unterschiedlichen weiteren Schicksale verbindet die Opferfamilien ein gewisses inneres Band, auch wenn man sich über viele Jahre nicht gesehen hat. Im Rahmen des Generationenforums kam man mit Kindern und Enkelkindern der Überlebenden ins Gespräch, erhielt Einblick in die Familiengeschichten. Einige Nachkommen signalisierten, dass sie an einer Mitarbeit in der Lagergemeinschaft interessiert seien. Auch haben Überlebende, die bisher nicht zu den regelmäßigen Gemeinschaftstreffen gekommen sind, Interesse daran bekundet, demnächst teilzunehmen. Das Generationenforum gab jedenfalls Grund zu Optimismus für die zukünftige Arbeit. Eine besonders berührende Begegnung fand beim Generationenforum zwischen Eva Pusztai und Eva Dutton statt, die 65 Jahre nach ihrer Befreiung in diesem Rahmen zum ersten Mal wieder aufeinander trafen.

Michael John, Vorsitzender der Lagergemeinschaft Auschwitz



KZ-Vereinigung Buchenwald

Gegründet 1949 als KZ-Vereinigung Buchenwald Verband ehemaliger politischer Häftlinge des KZ Buchenwald.

Buchenwald, das Konzentrationslager mit der anheimelnden Bezeichnung, die Hölle am Ettersberg bei Weimar, durch deren Tor mit der Inschrift „JEDEM DAS SEINE“ während der Zeit ihres achtjährigen Bestandes 239.000 Menschen schritten, von denen mehr als 56.000 getötet wurden. Unter ihnen waren etwa 6.500 Österreicher, von denen mehr als tausend nicht mehr zurückkehrten.

Nach der Befreiung am 11. April 1945 waren noch etwa 600 österreichische Kameraden im Lager, die erst bis Mitte Mai 1945 die Heimreise nach Österreich antreten konnten. Sofort begannen vor allem die Wiener Kameraden ein kontinuierliches Treffen der ehemaligen Häftlinge zu organisieren. Es ging ihnen vorrangig darum, Hilfestellungen zu geben bei der Suche nach Wohnmöglichkeiten, geeigneten Arbeitsplätzen, Nahrung und psychologischer Betreuung, um eine Wiedereingliederung in die Gesellschaft zu erleichtern. Aber auch, um traumatische Erlebnisse in vertrauter Gemeinschaft zu verarbeiten.

1949 wurde die KZ-Vereinigung offiziell gegründet und hat bis heute Bestand. Nach dem Ableben des langjährigen Obmann Adolf Kothbauer im Juli 2001 kam von den Kameraden einhellig der Beschluss, die Verantwortung in jüngere Hände zu legen. Bis heute besteht eine enge Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Buchenwald und dem IKBD (Internationales Komitee Buchenwald-Dora).

Zukunft und Ziel der KZ-Vereinigung

Buchenwald ist das Gedenken an die Opfer der Naziherrschaft wachzuhalten, Aufklärung vor allem bei jungen Menschen voranzutreiben und entschieden und kompromisslos gegen alte und neue Formen des Faschismus, Rassismus, Antisemitismus und Fremdenhasses aufzutreten.

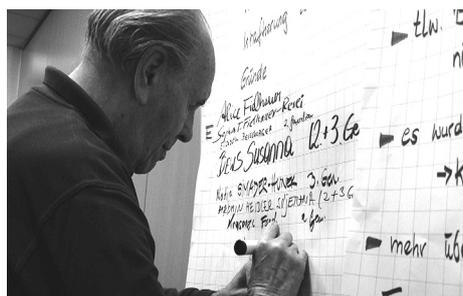
Die österreichische KZ-Gemeinschaft Dachau

Die Gründung erfolgte am 22.3.1947 unter dem Namen „KZ-Gemeinschaft Dachau, Vereinigung ehemaliger politischer Schutzhäftlinge des Konzentrationslagers Dachau“. Die Aktivitäten des Vereins erfolgten – abgesehen von einer Landesgruppe in Tirol – fast ausschließlich in Wien. Es bestand eine konstante Zusammenarbeit mit den anderen KZ-Gemeinschaften und KZ-Verbänden (ÖVP-Kameradschaft, sozialdemokratische Freiheitskämpfer). Dennoch wurde die Tätigkeit der Lagergemeinschaft in den 1950er-Jahren unter dem Vorwurf einer Dominanz der Kommunisten von offizieller politischer Seite erschwert. Über viele Jahre wurde ein Mitteilungsblatt publiziert, in dem auch aktuelle politische Entwicklungen in Österreich kommentiert wurden. Die österreichische Lagergemeinschaft stand stets in enger Kooperation zum Internationalen Dachau Komitee (CID).

Im Jahr 1998 wurde – auf Initiative des damaligen Obmanns der Lagergemeinschaft Ferdinand Berger – aus Anlass des 50. Jahrestages des ersten österreichischen Häftlingstransportes nach Dachau am

Wiener Westbahnhof, dem Ausgangspunkt dieses Transportes, eine Gedenktafel enthüllt.

Seit April 2009 wird die Tätigkeit unter neuem Namen



fortgesetzt: *KZ-Gemeinschaft Dachau – Vereinigung für antifaschistische Erinnerungs- und Aufklärungstätigkeit zum ehemaligen Konzentrationslager Dachau*. Hintergrund der neuen Namensgebung ist der Übergang auf die nächste Generation. Zentraler Inhalt der Tätigkeit ist die Vermittlung des gesellschaftlichen Hintergrundes und der politischen Funktion des Nationalsozialismus und der Funktion des „Systems Konzentrationslager“ am Beispiel des KZ Dachau im Kontext antifaschistischer politischer Aktivität im Allgemeinen und der Erinnerungsarbeit an die NS-Zeit. Die ordentliche Mitgliedschaft steht Personen offen, die eine biografische (verwandtschaftliche oder freundschaftliche) Beziehung zu ehemaligen Häftlingen des KZ Dachau haben oder durch vertiefte historische Auseinandersetzung mit Häftlingsbiografien des KZ Dachau oder der Geschichte des KZ Dachau eine ähnliche Beziehung hergestellt haben. Damit wird sichergestellt, dass sich nicht nur unmittelbare Nachkommen (2. oder 3. Generation) beteiligen können.

Die enge Zusammenarbeit mit dem Internationalen Dachau-Komitee (CID) stellt einen ebenso wichtigen Teil der Tätigkeit dar wie die Zusammenarbeit mit anderen Lagergemeinschaften. Die Suche nach neuen Wegen der Vermittlung und der Fortsetzung der Erinnerungsarbeit ohne Zeitzeugen und unter neuen historischen Bedingungen ist die zentrale Aufgabe der nächsten Jahre.

Ernst Berger, Obmann der Lagergemeinschaft Dachau

Österreichische Lagergemeinschaft Mauthausen & Mauthausen Komitee Österreich

Die Lagergemeinschaft der österreichischen Überlebenden des KZ Mauthausen entstand erst 1964 als eigener Verein. Zuvor waren die Überlebenden im KZ-Verband als Gruppe organisiert. Die Lagergemeinschaft Mauthausen (ÖLM), allen voran ihr langjähriger Sekretär und späterer Obmann, Hofrat Dr. h.c. Hans Maršálek, war maßgeblich am Aufbau der KZ-Gedenkstätte Mauthausen und am Mauthausen-Archiv beteiligt.

Die ÖLM übergab im Jahr 2000 ihr Vermächtnis an das Mauthausen Komitee Österreich, das seither die offizielle Nachfolgeorganisation ist. Als eigenständiger Verein besteht die ÖLM nach wie vor.

Die Weitergabe der Agenden und der damit auch der Verantwortung an eine (damals junge) Nachfolgeorganisation hatte ihren Ursprung bereits viele Jahre früher, als Mitte der 80er Jahre auf Initiative der ÖLM in Oberösterreich eine Vereinigung gegründet wurde, die dann unter dem Namen „Mauthausen Aktiv Oberösterreich“ ihre Arbeit aufnahm. 1996 wurde in einer feierlichen Gründungsversammlung ein neuer, jetzt österreichweit engagierter Verein aus der Taufe gehoben – das „Mauthausen Aktiv Österreich“. Dies war insofern eine beispielgebende Initiative, weil hier zum ersten Mal in der österreichischen Geschichte der Österreichische Gewerkschaftsbund, die Bischofskonferenz der römisch-katholischen Kirche sowie die Bundeskonferenz der israelitischen Kul-

tusgemeinden einen gemeinsamen Verein begründeten.

Das „Mauthausen Aktiv Österreich“ wurde wenige Jahre später in „Mauthausen Komitee Österreich“ (MKÖ) umbenannt – es gab doch eine



Reihe von missverständlichen Interpretationen des Wortes „Aktiv“.

Das Mauthausen Komitee Österreich erfüllt nach wie vor den Auftrag der Überlebenden im Hinblick auf Erinnerungs- und Gedenkkultur und widmet sich in den letzten Jahren verstärkt der Jugendarbeit: Die reicht von zahlreichen Bildungs- und Vermittlungsprojekten bis hin zu Planspielen und Zivilcouragetrainings. Seit 2006 werden vom MKÖ Bücher in der eigenen Schriftenreihe „Edition Mauthausen“ herausgegeben.

Und zuguterletzt werden sehr viele Aktivitäten des Comité International de Mauthausen durch das MKÖ umgesetzt, diese internationale Vernetzung ist uns enorm wichtig.

Andreas Baumgartner, Finanzreferent der ÖLM und des MKÖ

Österreichische Lagergemeinschaft Ravensbrück & FreundInnen

Am 24. Mai 1947 feierte die Österreichische Lagergemeinschaft Ravensbrück im Festsaal des Alten Rathauses in Wien ihre Gründung, an der Ravensbrück-Überlebende aus Österreich, Delegationen aus dem Ausland und auch Vertreter der Politik anwesend waren. Die Eintragung ins Vereinsregister erfolgte erst Anfang 1958.

Die Aufklärung der österreichischen Bevölkerung und insbesondere der Jugendlichen über die Gräueltaten der nationalsozialistischen Herrschaft, aber auch über die Rolle der Frauen im Kampf um ein freies Österreich, waren wesentliche Motive für den Zusammenschluss der Ravensbrückerinnen. Getragen vom „Geist der Lager-

straße“ nahmen sich die Frauen vor, von parteipolitischen und weltanschaulichen Differenzen Abstand zu nehmen, um gemeinsam gegen jegliche Formen von Faschismus, Nazismus, Antisemitismus und Rassismus aufzutreten sowie am Aufbau eines demokratischen Gesellschaftssystems mitzuwirken. Die ÖLGR war außerdem als Anlaufstelle für die spezifischen Anliegen der zurückgekehrten Frauen und der Hinterbliebenen von im KZ Ravensbrück Umgekommenen und Ermordeten gedacht. In der Lagergemeinschaft sollten sie eine Solidargemeinschaft finden.

In der mittlerweile mehr als 60-jährigen Geschichte der Lagergemeinschaft setzten die aktiven Mitglieder zahlreiche Projekte um (Ausstellungen, Filmvorführungen, Vortragsreihen, jährliche Gedenkfahrten nach Ravensbrück, jährliche Mitteilungsblätter etc.). Ab 1995 wurden Frauen der nachfolgenden Generation in die ÖLGR aufgenommen, mit dem Ziel, die „Ravensbrückerinnen“ bei der Umsetzung der Zielsetzungen des Vereins zu unterstützen. 2005 erfolgte nach einem intensiven Diskussionsprozess die Übergabe der Vereinsfunktionen und -agenden an die Nachgeborenen und damit auch eine Namensänderung des Vereins in „Österreichische Lagergemeinschaft Ravensbrück und FreundInnen“.

Über die Jahrzehnte waren rund 350 überlebende Österreicherinnen in der Lagergemeinschaft organisiert, heute leben von diesen nur noch gut 40, die übrigen rund 120 Mitglieder sind bereits

Frauen und Männer der nachfolgenden Generationen – ein Zeichen, wie notwendig ihre relativ frühe Einbindung war.

Die Initiative zur Vernetzung der österreichischen Lager-



gemeinschaften folgte der Erkenntnis, dass in den einzelnen Organisationen nur mehr sehr wenige Überlebende aktiv sind, manche sich sogar bereits aufgelöst haben bzw. deren Verschwinden drohte. Für die Aktiven der nachfolgenden Generationen stellt sich jedoch die Frage der Legitimität der Weiterführung der Lagergemeinschaften, die Frage nach deren Aufgabenbereiche und die Art und Weise des Erinnern und Gedenkens. Auf diese Fragen eine gemeinsame Antwort zu finden, die im Verbund stärkeres Gewicht haben möge, war eine Motivation für die Vernetzung. Im Generationenforum sahen wir die Möglichkeit, vermehrt mit den Angehörigen der ehemals Verfolgten in Kontakt zu kommen und auch zwischen ihnen einen Austausch zu ermöglichen. Die starke Resonanz auf die Einladung und die intensiven Gespräche während des Generationenforums legen eine Weiterführung dieser Initiative nahe.

Bücherliste

Folgende Publikationen aus der Edition Mauthausen wurden beim Generationenforum aufgelegt:

- REISINGER: Codename: Spielwarenfabrik
- BAUER/MERNYI: Rechtsextrem
- ASCHBAUER/BAUMGARTNER/GIRSTMAIR (Hg.): Allein in der Tat ist die Freiheit
- BAUER/BAUMGARTNER/MERNYI (Hg.): Nichts als alte Mauern? Bd.1&2
- MARŠÁLEK: Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen
- BAUMGARTNER: Die vergessenen Frauen von Mauthausen
- BAUMGARTNER/GIRSTMAIR/KASELITZ (Hg.) Der Geist ist frei | The Spirit is Free Bd. 1&2
- BAUMGARTNER/BAUZ/WINKLER (Hg.): Zwischen Mutterkreuz und Gaskammer
- BAUMGARTNER/GIRSTMAIR/KASELITZ (Hg.): Wer widerstand? | Who resisted?
- JANOUC: Selbst der Teufel würde erröten
- RAMSMAIR: Erinnern und Gedenken
- KUBIZEK: Doppel-CD: „... und alle Toten starben friedlich ...“
- BAUMGARTNER (Hg.): Meine Tage waren leer

Von der Lagergemeinschaft Ravensbrück waren folgende Bücher vertreten:

- AMESBERGER/HALBMAYR: Vom Leben und Überleben, Bd. 1&2
- AMESBERGER/AUER/HALBMAYR: Sexualisierte Gewalt
- AMESBERGER/LERCHER: Lebendiges Gedächtnis
- CORDON: Ich weiß, was ich wert bin

Dank

Die Arbeitsgemeinschaft der Österreichischen Lagergemeinschaften dankt allen UnterstützerInnen, die die Durchführung des Generationenforums sowie deren Dokumentation ermöglicht haben.

Konzeption und Organisation der Tagung:

Helga Amesberger, Andreas Baumgartner, Ernst Berger, Ildikó Cazan, Albert Dlabaja, Sylvia Edelmann, Eva Friedler, Brigitte Halbmayr, Verena Kaselitz, Sylvia Köchl, Kerstin Lercher, Vera Modjower, Herta Neiß.

ModeratorInnen der Arbeitsgruppen:

Ernst Berger, Gerda Daniel, Eva Friedler, Gabriele Lindner, Peter Malina und Karin Schwarz.

Sponsoren des Tages:

Nationalfonds der Republik Österreich für die Opfer des Nationalsozialismus, Zukunftsfonds der Republik Österreich, Kulturabteilung der Stadt Wien

Verfasserinnen der Dokumentation:

Helga Amesberger, Sylvia Edelmann, Sophia-Therese Fielhauer-Resei, Eva Friedler, Brigitte Halbmayr, Verena Kaselitz, Kerstin Lercher, Herta Neiß, Vera Modjower

Video-Dokumentation:

Bernadette Dewald

Besonderer Dank gilt allen Teilnehmenden des Generationenforums, die durch ihr Engagement und ihre Offenheit in der Diskussion das Gelingen des Tages ermöglicht haben und hoffentlich weiterhin die Vernetzungs- wie auch Vermittlungs- und Aufklärungsarbeit bereichern werden.

Mitgliederwerbung

Die OELG hat ganz bewusst keine eigene Rechtspersönlichkeit gewählt, vor allem um den einzelnen Mitgliedsorganisationen die volle Autonomie zu bewahren.

Alle diese Mitgliedsorganisationen sowie auch die OELG freuen sich über zahlreiche UnterstützerInnen, sei es für ein konkretes Projekt oder sei es für eine längerfristige Kooperation.

Wer sich für eine solche Unterstützung interessiert oder einer der Organisationen als Mitglied beitreten will – bitte um Kontaktaufnahme unter info@oelg.at – wir freuen uns über jede Nachricht und leiten diese auch gerne an die Lagergemeinschaften weiter.

Impressum:

Arbeitsgemeinschaft Österreichischer Lagergemeinschaften OELG

www.oelg.at

p.A. Mauthausen Komitee Österreich

Obere Donaustraße 97/4/5 | 1020 Wien

Layout: Andi Baumgartner

Druck: digitaldruck.at, Leobersdorf